



Stadt
Schlieren

JAHRHEFT 2023

KOMMISSION
ORTSGESCHICHTE

Schlierenberg



IMPRESSUM

HERAUSGEBER	Stadt Schlieren, Kommission Ortsgeschichte
AUTOR	Philipp Meier
LEKTORAT	Peter Hubmann, Marianne Bühler
FOTOS	zvg, Quellenverzeichnis auf Seiten 58 und 59
SATZ/GESTALTUNG	Erika und Charly Mettier
PRODUKTION	Steinemann Print AG, Schlieren
AUFLAGE	500 Exemplare
TITELBILDER	Hof 1 – Räbhuus, unbekannte Urheberschaft Hof 5 – Rütschi, Maria Ghiringhelli (1983) Hof 8 – Pestalozzi/Meyer, Maria Ghiringhelli (1989) Hof 9 – Seiler, unbekannte Urheberschaft

Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser

Kaum zu glauben: Noch vor 200 Jahren war Schlieren ein wirklich armseiliges Dorf, die meisten Häuser strohgedeckt. 1836 lebten 631 Einwohner hier, und so blieb es bis fast zum Ende des Jahrhunderts. Einigen wenigen relativ wohlhabenden Familien stand eine grosse Zahl an Tagelöhnern, Hilfs- und Heimarbeitern und „Hintersassen“ gegenüber. Arbeitsplätze, etwa in der Industrie, gab es noch kaum, sehen wir von ein paar temporären Ziegeleien im Zelgli ab. Der Dorfkern war eine mehr oder weniger geschlossene Einheit rund um die kleine Kirche.

Der „Schlierenberg“ war bis um 1800 kaum besiedelt. Das war Streu- und Riedland; es wurde etwas Torf gestochen. An den Abhängen (zum Teil auch gegen Norden!) betrieb man Weinbau. Der „Hübler“ könnte schon zur Alemannenzeit besiedelt gewesen sein. Der Name „Hube“ steht für eine bewirtschaftete Landfläche, die einer Familie ein Auskommen gibt. Beidem hat Hans Ruedi Haller (*1956) folgende poetisch-kritischen Zeilen gewidmet:

„Etwas Besonderes hat seinen Platz behalten. Unter sich, zu seinen Füssen, der einst tiefgründige und vom Bach durchflossene Boden vom Hübler, vor sich das gänzlich überbaute Tal der Limmat, einst Kornkammer und Nährboden der nahen Stadt, rechterhand die gefräßige Stadt Zürich, zu seiner linken die billige Vorstadt, hinter sich, ich hoffe noch immer, die blumigste und fröhlichste aller hellgrünen Wiesen von Schlieren, auf der die Schmetterlinge ihre ausgelassenen Feste feiern, und über sich der durch kein Dach mehr behinderte Blick zum bei schönem Wetter jedem freien Himmel ganz eigenen tiefen Blau.“



Philipp Meier, Autor
Kommission Ortsgeschichte Schlieren

Dieses Jahrheft möchte nun die Besiedelung nachzeichnen und damit die Familien und Menschen vom „Berg“ in Erinnerung rufen. Sie alle waren hier in ihrem Alltag gefangen, haben gearbeitet, Erfolge gehabt und etwas aufzubauen versucht. Vieles wird gelungen sein, manches ist verschwunden. Bestimmt haben sie oft gelitten und Not war täglicher Gast.

Es ist mir ein grosses Anliegen, den Familien, die mir vertrauensvoll ihre Tür öffneten, erzählten und mich mit Dokumenten versahen, ganz herzlich zu danken: Vor allem den Familien Haller, Lips, Meyer, Rütschi, Schneiter und Seiler. Ebenso will ich Peter Ringger für sein fast schon universelles Wissen sowie Trudi und Peter Hubmann-Lips speziell erwähnen: Ohne sie wäre dieses Werk höchst unvollständig.

In diesem Sinne: Blicken wir zurück auf 200 Jahre im „Berg“ und im „Hübler“ sowie auf das Schicksal ihrer Bewohner.

Philipp Meier

Zum Inhalt dieses Jahrheftes und ...

Den neun Beiträgen zu den Höfen auf dem Schlierenberg stellen wir einige Sachtexte voran, welche die alltäglichen Lebensumstände der Schlieremer „Bergbevölkerung“ beleuchten:

		Seite
1	Schlieren im 19. Jahrhundert: Von der Not im Krieg und der Armut bis zum Aufbruch	4
2	Fürjo: Ein Jahrhundert der Brände mit Auswirkungen auf die Besiedelung des Schlierenberges	6
3	Von Auswanderern und Söldnern: Ihr Schicksal ist oft unbekannt	7
4	Die Geldwirtschaft und die Kreditklemme: Von „Hofmetzgern“, Wucherern und der Kantonalbank	8
5	Umbruchstimmung ab 1950: Mechanisierung in der Landwirtschaft und Goldgräberstimmung	9
6	Der Schlierenberg: Späte Besiedelung	10
7	Stammtafeln der Höfe 3, 4, 5, 6, 7, 9	58/61
8	Quellenverzeichnis	62/63

Auch für diese ergänzenden Berichte durfte Autor Philipp Meier manche Anregungen und Informationen dem Buch „Geschichten aus dem Alltag / Schlieren 1750 bis 1914“ von Bruno Meier und Verena Rothenbühler, Verlag „Hier und Jetzt“, Baden, 2017, entnehmen.

Natürlich ändert die Schreibweise von Höfen und Personen im Laufe so vieler Jahre, z.B. „Cläuis“, „Cläuwis“ und „Kläuis“ oder „Steinbock“, „Steinboos“ und „Steinbos“. Sie können im Jahrheft dementsprechend verschiedenen Formen begegnen.

Ähnliches gilt für die Namen. Bei Jacob/Jakob verwenden wir i.d.R. die ab ca. 1900 verwendete Schreibweise Jakob; bei Meier/Meyer wenn möglich die der wichtigsten Dokumente.

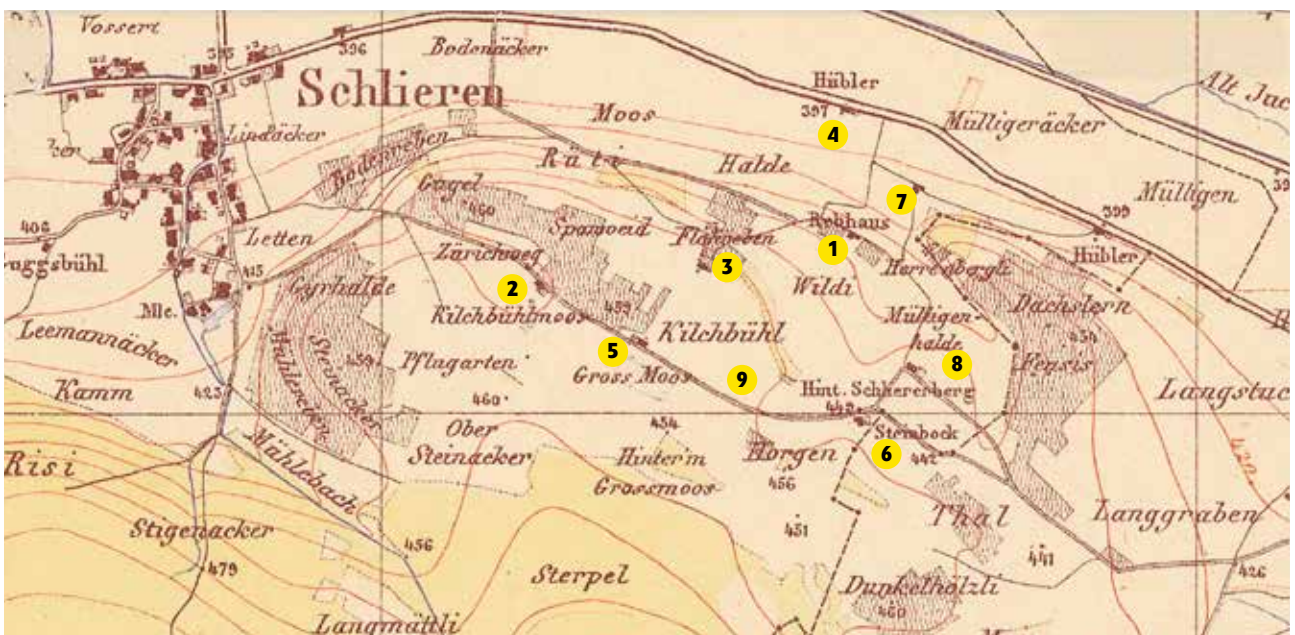


Schlieren von Westen um 1780, von J. Kuhn, Ofenmaler. Eine grosse Rolle bei der Besiedelung des „Berges“ spielte der grosse Dorfbrand 1834. Ihm fielen vier Höfe (oben zwischen dem dritten und vierten Baum von links) zum Opfer, 13 Haushaltungen und 66 Personen waren betroffen. Mehr davon bei den Höfen 4, 5 und 6 dieses Heftes.

...den neun Höfen auf dem Schlierenberg

Es begegnen uns insgesamt neun Höfe. Wir folgen der Nummerierung der Gebäudeversicherung Zürich, die 1808 gegründet wurde. Sie zeigt die Entwicklung chronologisch:

		Seite
Hof 1 Assek. 51	„Im Berg“ oder „Räbhus“, Hollenweger, Bosshard, Hedinger, Antener: gebaut vor 1818, 1954 abgebrochen	11
Hof 2 Assek. 52	„Im Kilbel“, Haupt, Fretz: gebaut 1824, 1874 abgebrannt und nicht wieder aufgebaut	14
Hof 3 Assek. 54	„Im Kilbel“, später „Limmatblick“ Rüttschi „Höbelis“, Huber, Locher, Haller, Elsener, Schneiter: gebaut 1831, 1975 abgebrochen (Scheune steht noch)	16
Hof 4 Assek. 57	„Im Hübler“ (unterer Hübler) Zürcherstr. 106, Hollenweger, Bünzli, Meier, Haller: 1835 - 1994, abgebrochen	23
Hof 5 Assek. 58	„Im Kilbel“, Meier (Meyer), Richi, Rüttschi „Kläuis“: gebaut 1835, heutiger Rüttschi-Hof	26
Hof 6 Assek. 59	„Im hinteren Berg“ (auch „Steinbos“ oder „Steinbock“), Alter Zürichweg 70, Lips/Bräm, Lips: gebaut 1835, heutiger Lips-Hof	33
Hof 7 Assek. 71	„Im Hübler“ (Im oberen Hübler), Pestalozziweg 12, Hollenweger, Meier, Haller: gebaut 1845, 2008 abgebrochen	41
Hof 8 Assek. 72	„Im Fuchsacker“, „Zur Hoffnung“, „Pestalozzi-Stiftung“ Wettstein/Pfenninger, Pestalozzi-Stiftung, Meyer: gebaut 1845, heute stark umgebaut, Meyer-Hof	47
Hof 9 Assek. 96	„Steinbos“, Lips, Vogler, Seiler: gebaut 1865, heute Berghof-Ranch, ursprüngliches Gebäude 1977 abgebrannt und dann neu errichtet	54



Wild-Karte um 1850; eingetragen die Höfe 1 bis 9. Diese Hof-Nummerierung wird im Jahrheft beibehalten.

Schlieren im 19. Jahrhundert

Von der Not im Krieg, Armut, Krankheit und Elend – bis zum Aufbruch

Wir wissen nicht so viel vom Leben der kleinen Leute, unserer Vorfahren. Wir wissen nur: Es waren keine einfachen Zeiten, diese Jahre. Wie viel sie wohl von den Verwicklungen in der weiten Welt mitbekommen haben? Etwa von der Märzrevolution 1848 in Deutschland? Vom Deutsch-Französischen Krieg 1870? Wie weit fühlten sie sich von hiesigen Ereignissen betroffen? Vom Ustertag 1830? Vom Sonderbundskrieg 1847?

Sie hatten sicher Kenntnis von den Napoleonischen Kriegen, einige ihrer Mitbürger hatten sich ja in fremde Dienste begeben. Sie erlebten auch hautnah die sogenannte „Zweite Schlacht“ um Zürich, das Grauen und Elend während der monatelangen französischen Besetzung. General Masséna hatte seine Truppen (immerhin etwa 37'000 Mann) im Sommer 1799 zwischen Albis und Brugg am linken Sihl- und Limmatufer stationiert, die Division Klein als Reserve in Schlieren. Sie standen den russischen Truppen unter General Korsakov auf der anderen Seite gegenüber. Am 25. September 1799 schafften die Franzosen die berühmte Limmat-Übersetzung bei Dietikon, die russischen Truppen erlebten eine vernichtende Niederlage und zogen sich über den Rhein zurück. Masséna brachte das die Verewigung am Pariser Arc de Triomphe.

Dem Dörflein Schlieren brachte es nichts. Es erholte sich jahrzehntelang nicht von dieser Tragödie. Die darauf folgende Zeit der Helvetik mit ihren internen Wirren und nicht eingehaltenen Versprechungen (u.a. die Aufhebung der Feudallasten) enttäuschte die Landbevölkerung. Die Schlierer Bauern werden in der Folge wohl von Napoleons Siegen und seinem Waterloo gehört haben, vielleicht auch vom Wiener Kongress. Ob ihnen die dort erreichte Neutralität und Unabhängigkeit der Schweiz etwas bedeutete?



Edward Jenner,
„Erfinder“ der
Pocken-Impfung
(Kupferstich von
1806 des
Urdorfers Johann
Heinrich Lips).

Wohl kaum – ihr hartes Landleben änderte sich nicht. Die nachfolgende Restauration brachte aus ihrer Sicht bloss die drückenden Grundzinsen und Zehntenlasten unter den alten Herren wieder zurück.

Ihnen näher waren Krankheiten wie Pocken, Tuberkulose, Cholera, Masern und Scharlach. Sie stellten eine tödliche Bedrohung dar. Die Kindersterblichkeit war hoch; im Geburtsregister schrieben die Pfarrer berührende Bemerkungen: „Still begraben weil ungetauft“ oder „zusammen mit der Mutter beerdigt“. Die „Wehmütter“ (= Hebammen) wurden durch die Gemeinden gewählt – oftmals nicht nach ihrem Können. Über die mangelnde Betreuung der Schwangeren schrieb der Schlierer Pfarrer Heinrich Keller um 1790 an die hohe Obrigkeit:

„... man wält (wählt) die, die den besten Willen hat bey der Gemeind. Gemeinlich tragt die schlechteste unter

den Praetendenten die Beute davon. ... In meiner Gemeind sind dermal zwei Weiber, die in der Stadt gedient und sich mit Fleiss haben unterrichten lassen. Aber da sie keinen guten Willen haben (= bei den Leuten unbeliebt sind), so sehe ich schon zuvor, dass ich keine werde anbringen können (= bei der Gemeinde anstellen lassen).

Wem muss nicht das Herz bluten, wenn man siehet und höret, wie viele unschuldige Kinder durch den Unverstand und Nachlässigkeit einer ungeschickten Hebamme verwarloset, wi viele Kindbetterinen solchen elenden naturen zum Opfer werden und entweder ihr Leben einbüssen oder für ihre ganze Lebenszeit elend werden müssen. Es würde eine grässliche Historia geben, wenn die Geschichte der Dorf Hebammen an das Licht käme und die Welt solte erfahren, wie weit solche Unmenschen oftmal ihre Bosheiten und Rachsucht treiben können.“

Die Dorfbevölkerung war gegenüber der zunehmend fortschrittlichen Medizin skeptisch. Als Beispiel möge der Zeitzeuge und Dorflehrer Johannes Weber gelten, allseits beliebt und geachtet. Sein Sohn Jacob Weber starb 1851. Er war „von Jugend auf blödsinnig, herrührend von der Blatternkrankheit.“ Das Obligatorium für die Pockenimpfung kam im Kanton Zürich erst 1836, in den Städten hatte sich diese schon längst durchgesetzt. In den Dörfern starben aber vorab die Kinder weiterhin, in Schwamendingen z.B. 70 % bei einer Pockenepidemie 1805. Genau wie heute gab es Verschwörungstheorien und Ängste vor angeblichen Nebenwirkungen. Wer ein „djà-vu-Erlebnis“ sucht, lese in diesem Zusammenhang Gotthelfs „Annebäbi Jowäger“.

Auswanderung oder fremde Kriegsdienste schienen oft letzter Ausweg für kinderreiche Familien. Die einfachen Landleute nahmen ihren Alltag als drückend und aussichtslos wahr. Ob sie nun Tagelöhner oder eingesessene Bürger waren: Schlieren war eigentlich ein vergessener Ort, ein ar-

mes Bauerndorf mit schlechtem Boden auf der Schattenseite des Tales.

In den 70er-Jahren des 19. Jahrhunderts lockte zum ersten Mal im Dorf das „grosse“ Geld. Das Land in der Ebene zwischen Altstetten und Schlieren, zum Teil Gemeindebesitz, sollte verkauft werden. Nach den Gerüchten hätten Werkstätten für die Nordostbahn, eine Kondensmilchfabrik oder Arbeiterwohnungen entstehen sollen. Letztlich wurde es für ein Butterbrot über dubiose Figuren an die Stadt Zürich verkauft. Diese plante für ihre „Kloakenreform“ ein Rieselfeld; die Abwässer Zürichs hätten hier versickern sollen. Das Projekt kam zwar nicht zustande, aber der Verfasser hat noch 100 Jahre später aus Bauernkreisen gehört, dass man damals über den Tisch gezogen wurde.

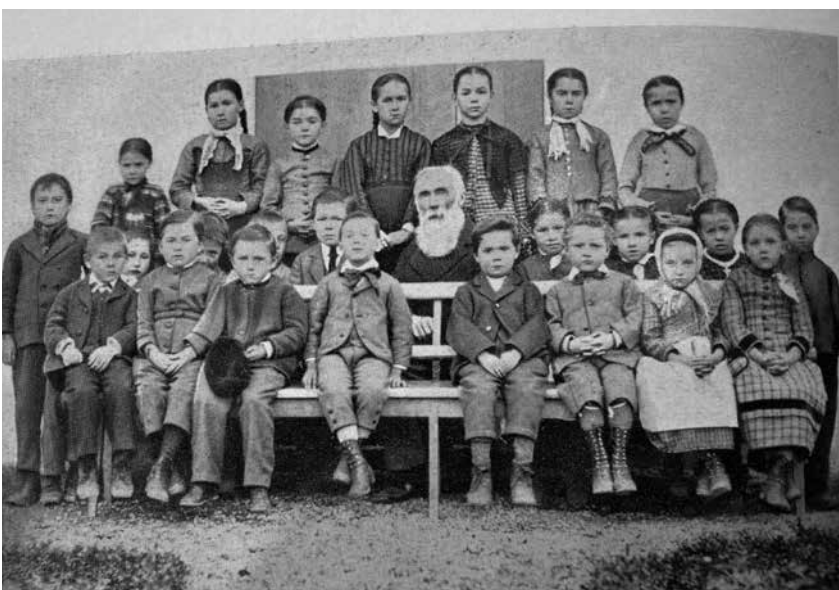
Waren die Menschen glücklich? Sie werden nicht viel Zeit gehabt haben, um darüber nachzudenken. Es beschäftigte und belastete sie der Zehnten-Loskauf um 1820 und der Grundzinsloskauf um 1850. Das war in Schlieren eine jahrelange, bittere

Auseinandersetzung. Bruno Meier und Verena Rothenbühler haben darüber berichtet in ihrem Werk „Schlieren 1750-1914 Geschichten aus dem Alltag“. In anderen Gegenden (etwa dem Zürcher Oberland oder dem Kanton Glarus) hielt die Industrialisierung Einzug und brachte Geld und Aufschwung ins Land. Die Fabrikarbeit in den Spinnereien und Webereien oder auch die Heimarbeit war gewiss eine Ausbeutung der Menschen – aber sie brachte doch auch Fortschritt und eine gewisse Geldwirtschaft. Daneben trug sie dazu bei, dass sich revolutionäre Gedanken und demokratische Strukturen in den Köpfen festsetzten. Das führte schliesslich zur kleinen Revolution des „Ustertages“ 1830 und zu einer neuen Verfassung des Kantons Zürich.

In Schlieren blieb alles ruhig. Die Verwaltung der Gemeinde lag in „desolatem Zustand“, wie Peter Ringger in seiner Schrift „Pfarrer Leuzingers Wirken in Schlieren“ (2017) festhält. So fehlen die Gemeinderatsprotokolle bis 1844 völlig! Die Bevölkerung blieb stabil und umfasste bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts immer gut 600 Seelen. Die Landwirtschaft blieb in den jahrhundertealten Fesseln der Dreifelderwirtschaft, dem System der Zehnten und Grundzinsen verhaftet.

1869 kam als erste „richtige“ Fabrik die spätere Firma Geistlich nach Schlieren. Um 1890 setzte die Industrialisierung ein mit Gaswerk, Wagonsfabrik, Färberei, SIBIR, Bono Kochherden usw.

Aus dem vergessenen Dörflein wurde eine Industrie- und Dienstleistungsgemeinde.



Schulklasse mit Lehrer Johann Weber (Amtszeit in Schlieren 1835-1882), Aufnahme aus dem Jahr 1881.

Fürio: Ein Jahrhundert der Brände

Mit Auswirkungen auf die Besiedelung des Schlierenberges

Wenn Schlieren im 19. Jahrhundert in den grösseren Zeitungen erwähnt wurde, dann fast ausschliesslich im Zusammenhang mit einem Brand oder einem Verbrechen. Diese Häufung der Feuersbrünste muss sogar der Redaktion der NZZ aufgefallen sein, denn sie regte am 31. August 1881, im Zusammenhang mit dem Brand beim Gemeindeschreiber Bräm, sogar eine Untersuchung an („die Aufstellung eines ausserordentlichen Verhöramtes“). Dazu kam es dann aber offenbar doch nicht (siehe Auszug NZZ rechts).

Weit über 20 Brände sind dokumentiert. Vier von ihnen hatten direkte Auswirkungen auf die Besiedelung des „Schlierenberges“:

22. Januar 1821

Hans-Rudolf und Heinrich Rüttschi „Höbelis“ Brandstiftung, der Brandstifter Rud. Rüttschi wird zur Kettenstrafe verurteilt. Der unschuldige Miteigentümer (Heinrich, sein Stiefbruder) wird entschädigt (**siehe dazu die Geschichte des Hofes 3**).

21./22. Mai 1834

Grosser Dorfbrand, vier Häuser und Nebengebäude, zwei mit Ziegeln, zwei mit Stroh bedeckt, 66 Personen betroffen, 13 Haushaltungen, Jakob Lips, Sohn von Conrad Lips, „gefänglich“ eingezogen, seine Frau auch, aber Brandstiftung konnte nicht bewiesen werden (**siehe dazu die Geschichte der Höfe 4 und 6**).

11. Dezember 1874

Hof Fretz im Berg, abgebrannt, drei Kühe und zwei Schweine gerettet, sechs Personen obdachlos, die Familie zieht weg. Brandstiftung „ist nicht ermittelt“ (**siehe dazu die Geschichte des Hofes 2**).

2. Juni 1881

Doppelhaus, „Armenhaus“, fünf Familien u.a. Rud. Rüttschi Kläuis, Kaspar

„Denn ungünstig während Böhmern auf die Wir zezessen, sofort esgaben n Hause wurden.“	unter denen ihre Erfüllung keine unmöglichkeit sein würde?
Unglücksfälle und Verbrechen.	
— Das in Schlieren niedergebrannte Doppelhaus war versichert zu Fr. 11,000. Beide Familien hatten ihre Fahrhabe zusammen mit Fr. 9500 versichert. Gerettet wurde wenig. Die Brandursache ist unbekannt. Die vielen Brände in Schlieren würden die Aufstellung eines außerordentlichen Verhöramtes rechtfertigen.	
S o f a l e s.	

Auszug aus
der NZZ vom
31. August 1881.

Wismer, eine Gemeindewohnung und Elisabeth Bräm-Hollenweger (**siehe dazu die Geschichte des Hofes 5**).

Zwar konnten Feuersbrünste damals sehr leicht entstehen: Zum einen standen die oft noch strohgedeckten Häuser sehr nahe beieinander, wie die Küken um ihre Henne, und verfügten oftmals über keinen Kamin. Der Rauch strich einfach über eine Räucherammer und dann zwischen den Dachsparren ab. Zum andern gestaltete sich die Bekämpfung eines Brandes sehr schwierig. Eine Feuerwehr mit ihren mutigen Feuerwehrleuten gab es schon, aber sie hatte als Mittel nur eine Feuerwehrspritze (mit Handpumpe). Wenn kein Mühlenweiher oder Bach in der Nähe war, wurde das Wasser von Dutzenden Wasserträgern mit Tansen und Eimern herbeigeschleppt; Hydranten gab es ja keine. „Flöchner“ waren eingeteilte Feuerwehrleute, die mit Brecheisen und Werkzeug und unter Mithilfe der Bewohner noch zu retten hatten, was noch möglich war. Es ist auch oft zu lesen von edler, selbstloser Nachbarhilfe. So hat z.B. im grossen Dorfbrand 1834 sogar der katholische Pfarrer von Dietikon vorbildliche Hilfe im Feuersturm geleistet.

Aber dennoch kommt der Verdacht auf (und wird teilweise bestätigt), dass da und dort „nachgeholfen“ wurde; schwierig war das nicht. Ungleich schwieriger war es mit den damaligen Mitteln, jemandem rechts-

genüchlich nachzuweisen, dass er ein Brandstifter sei. Die Angst vor dem Feuer war gross, und falls jemand überführt wurde, so war der Tarif hart: Todesstrafe oder Kettenstrafe, letztere lebenslänglich – und das hiess bis zum Tod. Wie hart und streng die Bräuche waren, zeigt uns das Beispiel der Familie „Rüttschi-Höbelis“ (nicht zu verwechseln mit der heute auf dem Berg wirtschaftenden Familie Rüttschi (Kläuis)! Wir berichten im Kapitel über den untergegangenen Hof 3, den „Limmatblick“, darüber.

In diesem Zusammenhang erstaunt es, wie schnell (oft innerhalb von 2-3 Monaten) ein Urteil erstellt und auch wie sorgfältig es gefasst wurde: Der verdächtige Jakob Bräm vom obigen NZZ-Bericht wurde z.B. – obwohl alles gegen ihn sprach – 1881 mangels Beweisen freigesprochen.

Nicht alles in der Helvetik war schlecht. Sie scheiterte zwar 1798 z.B. mit ihrem Vorschlag zur Gründung einer freiwilligen „Brand-Assekuranz-Anstalt“ am Widerstand der Kantone. Die Idee war aber da, und 1808 wurde in Zürich die Kantonale Gebäudeversicherung gegründet. Diese Versicherung aber war zugleich eine Verlockung für zwielichtige Elemente: Die Versicherungssumme schien wohl vielen der in jämmerlichen Verhältnissen lebenden Dorfbewohner, ein guter Ausweg aus ihrer wirtschaftlichen und sozialen Bedrängnis zu sein.

Von Auswanderern und Söldnern

Ihr Schicksal ist oft unbekannt

Bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts war die Auswanderung in der Schweiz – und damit natürlich auch in Schlieren – stets ein Ventil für die Überbevölkerung. Die an sich schon kleinen Kulturf lächen mussten wegen der Realteilung unter immer mehr Erben aufgeteilt werden. Tagelöhner erhielten zwar von der Gemeinde in der „Allmend“ unentgeltlich etwas Land zugeteilt, im Notfalle stehe „das Armengut helfend zur Seite“, wie der Schlieremer Gemeinderat 1878 festhielt.

Dennoch sah eine grosse Anzahl Schlieremer ihre einzige Hoffnung auf einen Ausbruch aus ihrer Misere in der Auswanderung – in die USA, nach Südamerika oder nach Australien. Die Akten erzählen, dass die Gemeinde (welche das klamme Armengut schonen wollte) da und

dort mit einem Reisegeld nachhalf. Nicht gerade ein Ruhmesblatt – aber auch in andern Gemeinden üblich. Der Weg der meisten Auswanderer ist nicht erforscht. Einigen mag es gut ergangen sein, das Schicksal von John Rüttschi vom Hof 5 ist ein solches Beispiel. Andere sind verschollen oder haben den Kontakt zur Heimat aufgegeben. Die Familie von Hs. Jakob Meier (*1835), Küfers, und Regula Hug, Schulverwalters, (vom Hof 4 und 7) wanderte 1884 nach Argentinien aus. Mit den Eltern, die doch schon fast 50-jährig waren, fuhren vier Kinder. Trauriges, aber alltägliches Schicksal: Fünf ihrer Kinder waren schon früh gestorben, eines suchte sein Glück in Frankreich. Zwei Schwestern dieses Jakob Meier (Anna und Anna Barbara) waren schon 1866 ihren Schlieremer Verlobten und dem Ruf des Goldes

nach Kalifornien gefolgt. Im Bergbaustädtchen Jenny Lindt verliert sich ihre Spur. Sie heirateten drüben, starben aber recht bald.

Weniger häufig, mindestens in Schlieren, zogen junge Männer in fremde Kriegsdienste. Von den Familien „im Berg“ betraf das die Rüttschi-Höbelis (Hof 3). Bernhard und Jacob liessen sich um 1800 herum in die französische Armee anwerben. Ihr Schicksal ist unbekannt; es heisst, der eine sei in Spanien und der andere möglicherweise in Russland verschollen. Er hatte dort im 4. Schweizerregiment gedient.

Als Beispiel für Auswanderergeschichten hier diejenige der Familien Bräm und Wismer.

Kuhhandel oder Hilfestellung?

Kaspar Wismer, Oelers, und Heinrich Bräm, Schreiner, hegten gemäss Gemeinderats-Protokoll vom 22. Februar 1878 zunächst den Plan, mit ihren Ehefrauen und Familien nach „Quinsland“ auszuwandern. Beide wohnten im sog. Armenhaus an der Utikonstrasse. Etwas später stellten sie den Antrag, die Gemeinde möge ihre Auswanderung mit je 1'500 Franken unterstützen. Offenbar hatte man die Pläne geändert und plante nun eine Auswanderung nach Argentinien.

Der Gemeinderat, das muss man ihm lassen, machte sich die Sache nicht leicht. Im April erkundigte er sich bei Regierungsrat Karl Felix Walder, ob es angehe, diese Kosten auf das Gemeinde- und Armengut zu nehmen. Dieser stellte sich positiv dazu. Der ebenfalls angefragte Konsul der Argentinischen Republik

in Lausanne malte die Aussichten in den rosigsten Farben: „Wenn einmal die ausgewanderten Familien an ihrem Bestimmungsort angekommen wären, so sei kaum wahrscheinlich, dass sie wieder heimkehren werden, weil dort fruchtbares Land erworben werden könne, die Arbeit reichlich belohnt werde und aus anderen Gründen.“ Auch von den in Argentinien niedergelassenen Gebrüdern Tschudi, Söhne des Direktors der Pestalozzi-Stiftung, kamen günstige Bescheide.

Der Gemeinderat stellte entsprechend den Unterstützungsantrag an die Gemeindeversammlung vom 22. Mai 1878, je 1'500 Franken auszurichten, „wenn ein geringerer Betrag nicht ausreiche.“ Er hatte die Rechnung aber ohne den Wirt gemacht, denn die Versammlung schmetterte den Antrag ab.

Die Schlieremer Behörden insistierten und rekurrten beim Bezirksrat. „Beide glauben, im fremden Lande ihr Glück, ein besseres Auskommen zu finden, während sie hier auf keinen grünen Zweig kommen könnten.“ Aber die Oberbehörde stellte die Schlieremer „mit etwas harten Worten“, wie Protokollführer Johann Weber berichtete, in den Senkel. Der Gemeinderat wolle die beiden Familien aus Eigennutz abschieben. „Die Auswanderer würden in Argentinien nur Elend und Armuth und ihren Untergang finden.“

Auch der Regierungsrat mochte den wohlklingenden Worten ebenso wenig trauen und schmetterte auch den zweiten Rekurs ab. Bräm zog schliesslich Ende 1878 nach Argentinien; Wismers Weg ist nicht bekannt.

Die Geldwirtschaft und die Kreditklemme

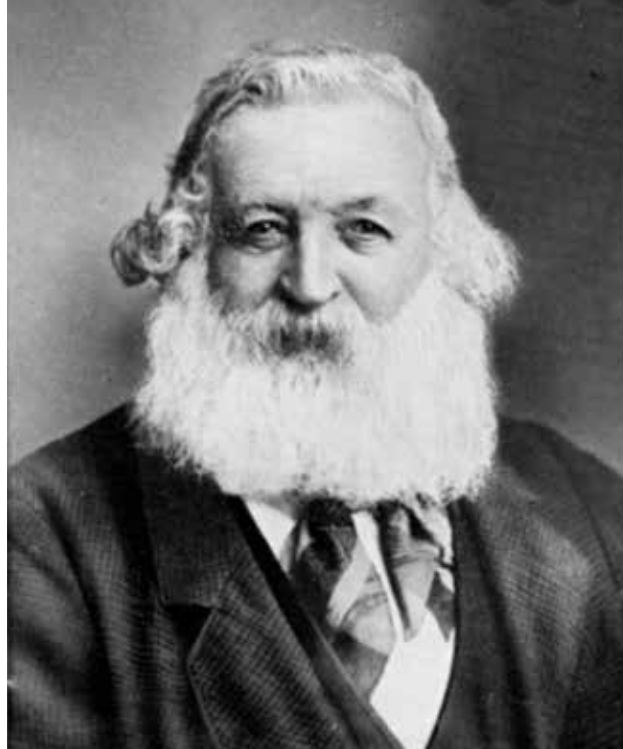
Von „Hofmetzgern“, Wucherern und der Kantonalbank

In der Landwirtschaft war Bargeld rar, überhaupt lebten die Schlieremer (wie alle anderen Landleute) von der Hand in den Mund. Auch wenn sie ihr Land seit „urdenklichen Zeiten“, wie es in einem Protokolleintrag des Gemeinderats Schlieren 1876 heisst, „besessen hatten“, so mussten sie doch Lasten tragen. Natürlich war das System durch die Abschaffung des Zehnten und der Grundzinsen einfacher geworden – aber auch die neuen Schuldbriefe mussten bedient, der Zins bezahlt werden.

So sahen sich die Landwirte immer wieder genötigt, Kredite aufzunehmen. Lange Zeit kamen die von vermöglichen Familien aus Zürich, auch von Juden und Textilindustriellen. Doch mit der zunehmenden Industrialisierung (auf die Schlieren noch warten musste) fanden diese Kapitalgeber bessere Möglichkeiten, ihr Geld anzulegen. Mehrere Landwirte sahen sich so genötigt, Geld aus dubiosen Quellen aufzunehmen, oft zu überhöhten Zinsen und gerieten an Wucherer. Wenn man in alten Dokumenten bestimmten Namen begegnet, ahnt man förmlich, dass dieser Hof in Überschuldungsgefahr war und wundert sich nicht, wenn der Landwirt kurz darauf Konkurs ging.

Man sprach in jener Zeit auch von „Hofmetzgern“ und meinte damit nicht etwa von Haus zu Haus ziehende „Störmetzger“, sondern Kredithaie, die den Bauern ihr überschuldetes Gütlein abkauften, es aufteilten und beim Wiederverkauf einen hübschen Gewinn einheimsten. (Vergleiche mit den heutigen „Heuschrecken“, also Finanz-Investoren, die Firmen aufkaufen und die sogenannten Filetstücke verscherbeln, sind nicht abwegig.)

1866 fand auch in der Schlieremer „Lilie“ eine Versammlung statt, die die Gründung einer Staatsbank forderte. Kantonsrat Karl Bürkli, führender



Karl Bürkli,
Kantonsrat und
Förderer der
Kantonalbank.

Kopf der Demokratischen Bewegung, forderte eine „Volksbank“ und keine „Herrenbank“ – deutliche Spitze gegen die damals mächtige Kreditanstalt von Alfred Escher.

Diese neue Kantonalbank war Teil der neuen, vorbildlichen Kantonsverfassung und die wurde in der Volksabstimmung vom 18. April 1869 sehr deutlich angenommen. Die erste Filiale der ZKB eröffnete am 15. Februar 1870 in Zürich; die Agentur Schlieren folgte 1911 in den Räumen des Geschäftshauses der Wagonsfabrik Schlieren an der Zürcherstrasse 11. Das Haus steht heute noch. Später war hier über lange Jahre die Gemeindeverwaltung eingemietet. Die neue Kantonalbank betreute über den Hauptsitz ab Gründungsdatum auch Kunden aus Schlieren; sogenannte „Vertrauensmänner“ bewerteten die Kreditgesuche. Dennoch musste 1887 ein hiesiges Heimwesen sogar durch die Bank verwertet, also wegen Konkurses versteigert werden.

Umbruchstimmung ab 1950

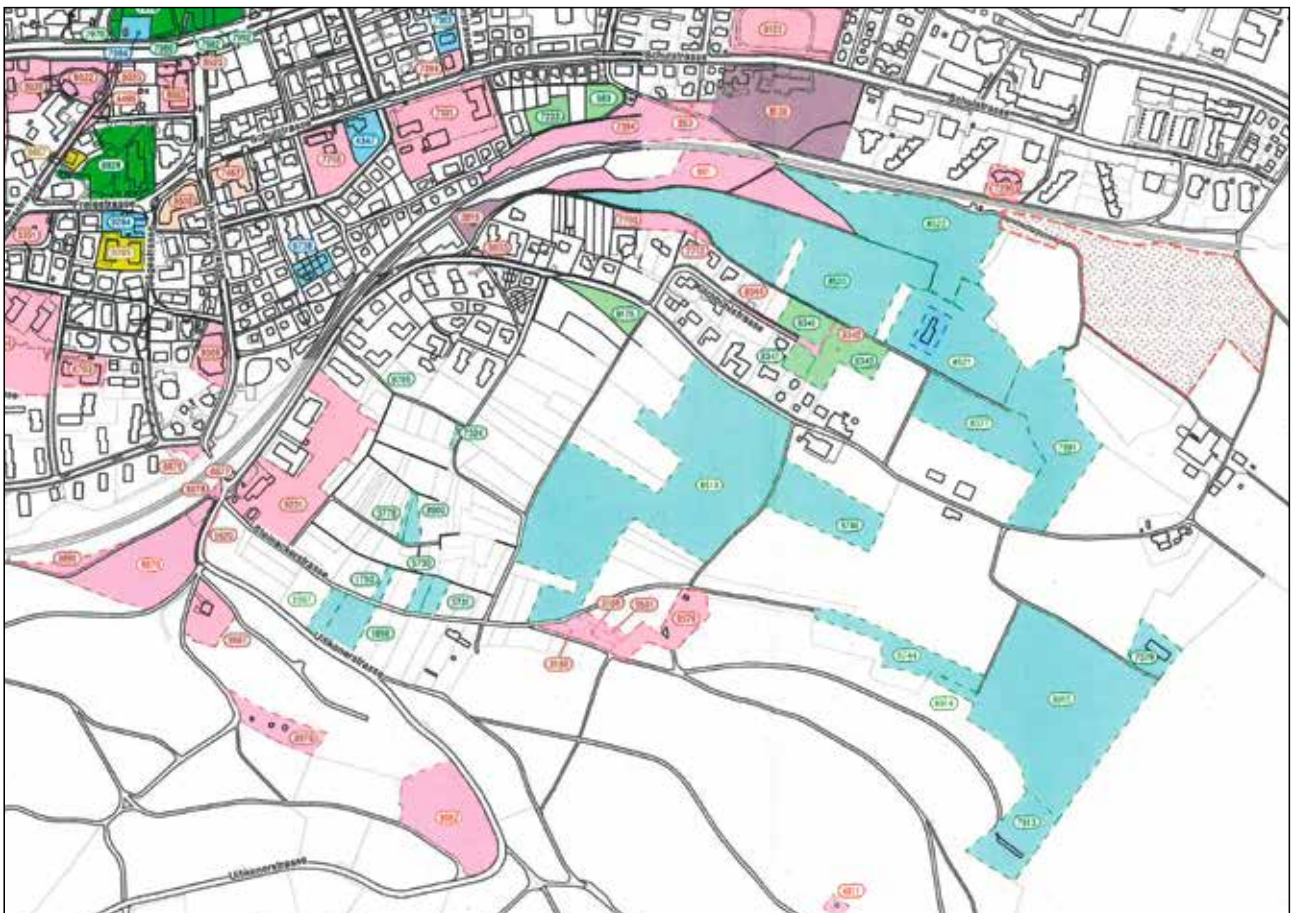
Mechanisierung in der Landwirtschaft und Goldgräberstimmung

Zwei Entwicklungen prägten die Landwirtschaft ab 1950. Zum einen hatten sich Form und Arbeitsweise während Jahrhunderten nicht sehr verändert, und nun setzte eine kapitalintensive Mechanisierung ein. Die Landwirte mussten sich mit wissenschaftlichen Erkenntnissen auseinandersetzen, mit Düngerlehre und Fruchtfolgen. Eben waren die Arbeiten noch von der Familie, dem Gesinde (Knechte und Mägde) und je nach Saison zugezogenen Arbeitskräften erledigt worden: Handarbeit beim Pflügen, Mähen, Dreschen und Säen. Als Zugtiere im Ackerbau wurden Pferde und manchmal Kühe eingesetzt. Der Landwirt lernte seinen Beruf auf dem Hof seiner Eltern; eine Ausbildung an landwirtschaftlichen Schulen kam erst zu Ende des 19. Jahrhunderts auf.

1853 wurde zwar die Landwirtschaftliche Schule „Strickhof“ gegründet, aber die Schülerzahlen blieben während Jahrzehnten tief.

Mit der Mechanisierung übernahmen nun Maschinen die Arbeit: Traktoren kamen auf den Hof, Mähmaschinen, Melkmaschinen, dann Mähdrescher und vieles mehr. Nur hatte diese Mechanisierung einen Pferdefuss: Sie erforderte Kapital. Dieses Kapital aber war meist nicht vorhanden. Viele Landwirte verkauften darum Teile ihres Bodens. Weil es damals eigentlich keine definierten Bauzonen gab (Schlieren hatte erst ab 1953 eine Bauordnung mit Zonenplan), sahen Immobilienspekulanten goldene Zeiten und offerierten den Bodenbesitzern scheinbar Traumpreise für ihr Land.

Zum andern war die Hochkonjunktur (1950-1970) angebrochen. Überall wurde gebaut, man schrie nach Wohnungen. Für Schlieren sahen die Prognostiker 40'000 Einwohner vor – mit einem Entwicklungsgebiet auf dem noch unüberbauten Schlierenberg. Der war damals eigentlich noch Baugebiet. So mancher Bauer verkaufte Land und mancher Spekulant machte goldene Geschäfte in diesen Zeiten. Auch die Gemeinde Schlieren war in weitsichtiger Weise engagiert. Wir berichten bei den Höfen 1, 3, 5, 6, 9 über den wechselnden Erfolg. Dass heute ein grosser Teil des Bodens auf dem Schlierenberg der Stadt gehört, ist dem Einsatz weitsichtiger Persönlichkeiten zu verdanken.



Landbesitz der Stadt Schlieren; blau, rot und grün eingefärbt. Im Nordosten gepunktet = Stadt Zürich (Hof 1).

Der Schlierenberg

Späte Besiedelung

Der „Schlierenberg“, wie ihn die Einheimischen nennen, ist heute eines unserer bevorzugten Nah-Erholungsgebiete. Wer über den Alten Zürichweg oder durch den Schlieremer Wald wandert, etwa an einem Feuer eine Wurst brät, gar mit dem Bike über Stock und Stein rollt oder über die Waldwege joggt, freut sich, dass das Gebiet immer noch frei und offen ist.

Das ist nicht selbstverständlich. Zum einen wurde es erst spät bäuerlich erschlossen – und zum andern war es in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts sehr umkämpft. Die Zukunftsprognosen von Prof. Franco Kneschaurek sahen 1962 eine Schweiz mit 10 Millionen Einwohnern voraus, damals waren es 5,5 Millionen. Gemäss NZZ vom 8. Oktober 1962 sprach man von 40'000 Einwohnern für Schlieren. Landbesitzer und Promotoren witterten einmal mehr ein grosses Geschäft. Landschaftsschützer erkannten die grosse Bedeutung dieser freien Hochebene für das Limmattal. Dieser Kampf ist nur am Rand

Thema des vorliegenden Jahrheftes; er beeinflusste aber die bäuerliche Entwicklung sehr.

Neben dem mittelalterlichen Flurzwang (Dreifelderwirtschaft und Bauten nur innerhalb des Dorfsetters) war der Grund für die späte Besiedelung wohl vorab die geologische Beschaffenheit des „Schlierenberges“. Ein Seitenarm des Linthgletschers erstreckte sich durch das Gebiet des Limmattals, was auch die ehemalige Kiesgrube beim Fluhgarten („Wetter-Grueb“) und das dort gefasste Grundwasser erklärt. Fruchtbar waren nur die Abhänge des „Gugel“ und des Fluhgartens (in alten Dokumenten auch „Pfluhgarten“ genannt). Dort wurde Rebbau betrieben. Das wird aus dem Dänikerplan 1794 und der Wildkarte 1850 (siehe Seite 3) deutlich: Es wurden nur die Hänge (auch die nördlich ausgerichteten...) genutzt. Der Rest war minderwertiges Streuland, „Kilpelmoos“ und „Grosses Moos“ genannt. Dieses Moos, ursprünglich noch Allmendgebiet (d.h. Gemein-

debesitz), wurde zum Torfstechen und zur Ernte von Einstreu genutzt und nur einmal im Jahr gemäht. Der Fluhgarten wurde 1911 drainiert, das „Kilpelmoos“ und das „Grosse Moos“ 1939. (Genaueres beim Hof 5).

Dem Rebbau setzte ein eingeschleppter Schädling, nämlich die Reblaus, ein brutales Ende. Er trat im Kanton Zürich erstmals um 1886 herum auf; zu ihm gesellte sich der falsche Mehltau und – last but not least – waren die Anbauflächen vielfach schlicht nicht geeignet. Schlieren ist von der Lage her kein Weinbaudorf; nur schon der Name „Flöhreben“ lässt keinen Weingenuss erwarten. Man hört auch, dass der Wein nur zusammen mit Most geniessbar gewesen sei. Nebenbei: Das galt nicht nur für unser Dorf; im Kanton Zürich schwand die Weinbaufläche seit 1880 auf bloss noch etwa einen Zehntel (von rund 6000 ha auf etwa 610 ha).

So kam es, dass der „Berg“ erst relativ spät besiedelt wurde – das erste Höflein (das „Räbhus“) wurde wohl kurz vor dem Jahr 1800 erbaut (es steht heute nicht mehr), und die weiteren Aussenhöfe im Verlauf der nächsten Jahrzehnte. Ihnen wenden wir uns nun zu.



Schlierenberg gegen SSE, 1974.

Hof 1 – Der älteste Hof „Im Rebbberg“...

oder „im Berg“ auch „Räbhus“ genannt (GVZ Assek. 51, neu 2)

Aus der Hausgeschichte:

Vor 1818	erbaut durch Joh. Hollenweger „Heiggeli“ (1778-1859)
1851	Heinrich Bosshard
1879	Arnold Bosshard
1907	Johannes Hedinger und Maria Wintsch
1939	Paul Antener und Elise Märki
1954	Kauf durch Stadt Zürich, abgetragen

Das „Räbhus“: Ein spurlos verschwundenes, armseliges Kleinstgütli erzählt von Armut, Elend und sozialer Not – und am Schluss noch von den Mechanismen der Bodenspekulation.

Auf dem Diezinger-Plan von 1819 (erstellt zur Ablösung des Zehnten) gibt es ausserhalb des engen Dorfkerns von Schlieren nur einen einzigen „Aussenhof“ – das kleine Höflein „im Berg“, zwischen Hübler und Kilbel gelegen. Alle andern Häuser scharen sich eng um die Dorfkirche. Von diesem „Hof“ ist heute nichts mehr auszumachen – und genau dieses Fehlen jeglicher Spuren erzählt uns vom unglaublichen Wandel in der

Bewirtschaftung, vom andern Aussehen der Landschaft und von der gesellschaftlichen Entwicklung. Wir müssen uns ein mageres Gütlein vorstellen – ärmlich und nur knapp existenzsichernd. Ironie des Schicksals: Es wurde schliesslich zum Spielball der Spekulation.

Das „Heimetli“ stand in der Nähe des Pestalozziweges, etwas südwestlich vom Tunnel der heutigen Bahnlinie Altstetten-Urdorf, am nördlichen Abhang des Schlierenbergs. Aber die Bahnlinie gab es bei seinem Entstehen noch gar nicht, dafür stand es mitten in einem Rebbberg und hiess zu Recht „Räbhus“. Wären wir vor etwa

200 Jahren hier vorbeigekommen, hätten wir ein einsames, einfaches Wohnhaus mit Oekonomie-Teil und „angebautem Trotthaus“ angetroffen. Die eben erst gegründete Kantonale Gebäudeversicherung führt es 1818 in ihren Dokumenten als Wohnhaus mit Scheune, zu 3/8 gemauert, zu 1/8 in Fachwerkbauweise und zur Hälfte in Holzbauweise; immerhin schon mit Ziegeln gedeckt. Im Trottanbau befand sich noch nicht einmal eine Presse. Der Versicherungswert betrug gerade mal 1'700 Franken, was auch damals ein magerer Wert war. Vermutlich stand das Gebäude schon länger. Soweit wir wissen, war es wie gesagt das erste Höflein ausserhalb des damals noch geschlossenen Dorfes. Ein „Kleinstgütli“, wie Peter Ringger sagt – zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben. Neben den Reben wurden vielleicht ein, zwei Kühe und eine Geiss betreut, und das blieb so bis zum fast schon skandalösen Ende.

Erste bekannte Besitzerin war die Familie **Johannes Hollenweger** (1778-1859). Wie armselig deren Alltag war, zeigt uns ein Eintrag im Protokoll des Stillstandes (Kirchenpflege) vom 3. Februar 1822: Johannes Hollenweger wird aufgefordert, seinem verarmten Vater Conrad eine Un-



Ausschnitt aus dem Diezinger-Plan 1819 mit Schlierenberg, erste Erwähnung des „Räbhuses“.



„Räbhus“ 1954 vor dem Abbruch, Öl auf Hartpavatex, Künstler unbekannt.

terstützung zukommen zu lassen; er verlangt Bedenkzeit. Schliesslich lenkt er ein, wie ein Eintrag am 5. Mai zeigt: Er verpflichtet sich, seinem Vater monatlich 16 Schillinge zu gewähren – „von der Zeit der Ernte an“. Mit der Ernte gemeint war die Weinlese: Schlieren war damals (wie der ganze Kanton Zürich) Weinbaugebiet. Es war die fast einzige Möglichkeit, zu etwas Bargeld zu kommen. Durch die Abgabe an die örtlichen Wirte oder den Direktverkauf kam ein bescheidenes Einkommen zusammen. Auch 1846 findet sich wieder eine Notiz, dass die Gebr. Hollenweger unterstützt werden mussten. Kein Wunder: Die Jahre 1845 bis 1848 waren Missjahre für die Landwirtschaft, es herrschte eine grosse Teuerung, Lebensmittel waren knapp, und auch die Gemeinde war praktisch pleite.

Es wundert daher nicht, dass die Besitzer wechselten: Die Familie **Heinrich Bosshard** übernahm den Hof um 1851. Eine Presse wurde endlich eingebaut. 1864 kam für die Familie eine besondere Herausforderung: Die „Ämtler Bahnlinie“ (Zürich-Zug-Luzern) wurde als Gotthard-Zubringer erbaut. Zwischen Altstetten und Urdorf wurde ein massiver Damm nötig, welcher unser „Räbhüsli“ von der Landstrasse im Tal abgeschnitten

hätte. Bosshards wehrten sich gegen die von der Nordostbahn angebotene Entschädigung und verlangten den Bau eines Tunnels unter dem Gleis. Sie setzten sich durch, die Bahn gab nach und der kleine Durchstich für den Pestalozziweg steht noch heute. Auf Heinrich folgte sein Sohn Arnold; er war 1893 eines der Gründungsmitglieder des Landwirtschaftlichen Vereins Schlieren.

Etwas mehr wissen wir über die Nachfolger, die Familie von **Johannes Hedinger** (1869-1951) und **Maria Wintsch** (*1874) von Birmensdorf, die das Höflein 1907 übernahmen. Das war eine mausarme, kinderreiche Familie und zur Armut kamen noch andere, soziale Probleme. Zwar muss man der Fairness halber sagen, dass es damals weithin üblich war, Kinder mit Schlägen zu „erziehen“. Eine Enkelin erzählt aber gar von Schlägen mit dem „Haggenschwanz“ (Ochsenzieher). Hedinger habe den bereits heruntergekommenen Hof noch völlig „versoffen“. Es habe sich schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nur noch um eine Ruine gehandelt. Den acht Kindern ging es schlecht: Zwei von ihnen starben gerade nach der Geburt und ein drittes knapp zweijährig. Weil die Überlebenden nichts Anderes kannten, gaben sie das Elend

wiederum ihren Nachkommen weiter, wie die Enkelin berichtete.

Das nächste Kapitel des „Rebberg-Hofes“ liess wieder Hoffnung aufkommen. Die neuen Eigentümer waren die Anteners. **Paul Antener** (1904-1951) übernahm kurz vor dem Zweiten Weltkrieg, 1939, zusammen mit seiner Ehefrau **Elise (auch Elsa) Antener-Märki** (1900-1984). Diese war Kindergärtnerin und gemeinsam schafften sie einen gewissen Aufstieg und viel Respekt. Antener wurde 1948 sogar zum Präsidenten des Landwirtschaftlichen Vereins Schlieren gewählt. Er betreute aber um 1950 nur noch zwei Kühe und ein Kalb. Er starb sehr früh, 1951, und das Paar hinterliess keine Nachkommen. Elise Antener wollte verkaufen. Die Liegenschaft selbst war tatsächlich in betrüblichem Zustand, Dach und Scheune windschief, Trotte unbenutzbar, die Küche primitiv.

Lehrstunde in Spekulation – oder s’Ramseiers wei go grase

Nun folgte das Traverspiel – das eingangs angetönte Lehrstück in Sachen Bodenspekulation. Zu den Kaufinteressenten gehörte auch die benachbarte Pestalozzistiftung; sie bot 220'000 Franken. Aber die Erbin zog es vor, den arrondierten Hof der Gemeinde zu übergeben. Diese wollte sich eine Landreserve auf dem „Schlierenberg“ schaffen, wie im Kapitel 5 „Umbruch ab 1950“ erklärt wird. Anderen Interessenten (u.a. den Zürcher Architekten Escher und Weilenmann) hatte der Gemeinderat erklärt, dass eine Baubewilligung „keinesfalls in Aussicht gestellt werden kann“. Die Gemeindeversammlung stimmte am 18. Dezember 1952 dem Kauf mit grosser Mehrheit zu, obwohl ausgerechnet Gemeinderatsschreiber Böhringer (als oberster Beamter...) einen Gegenantrag gestellt hatte. Der Kauf war damit für rund 279'000 Franken getätigt, für Gebäude und etwa 4,5 ha Land. Eigentlich ein weitsichtiger Entscheid.

Zu früh gefreut: Es gab ein Nachspiel. Damals musste ein Landhandel, der über einen Betrag von 250'000 Franken hinausging, noch an der Urne bestätigt werden. Am Tag vor der Abstimmung (!!) erschien im Limmattaler Tagblatt nochmals ein Inserat der Gegner (nicht aber eine Gegendarstellung der Behörde). Moniert wurde, die Gebäude seien in schlechtem Zustand (das stimmte), der Preis sei zu hoch, die Gemeinde treibe damit nur die Spekulation an und könne das Land sowieso für nichts brauchen. Und zur Konsternation der Behörden erlitt die Vorlage am 1. Februar 1953 an der Urne Schiffbruch. Alfred Küng, damals Präsident der SP und später langjähriger Schulpräsident, sprach an einer folgenden Gemeindeversammlung bei einem ähnlichen Geschäft von einem „asozialen Klüngel“.

Weiter mit der Lehrstunde. Zwar wehrte sich die Gemeinde mit einem Rekurs vor dem Bezirksrat, scheiterte aber. Schon im April 1953 kaufte Otto Ramseier, Elektroinstallateur und Immobilienhändler, den im „Fuchsacker“ gelegenen Hof, und zwar zu exakt 375'000 Franken. Unter Beizug eines Vermittlers trat er an die Stadt Zürich heran und offerierte ihr den Kauf für 655'800 Franken. Die finanzkräftige Stadt war interessiert: Auch sie wollte eine „Landreserve im Grüngürtel“ und dachte an spätere Überbauung. Merkwürdigerweise bewilligte die Volkswirtschaftsdirektion des Kantons diesen raschen Weiterverkauf, obwohl die zehnjährige Sperrfrist für landwirtschaftliche Güter natürlich noch längst nicht abgelaufen war. Die Landknappheit und allgegenwärtige Bodenspekulation bewogen schliesslich den Stadtrat Zürich, zähneknirschend auf das Geschäft einzutreten.

Dem Gemeinderat Zürich, welcher den Kauf abzusegnen hatte, waren die kunstvollen Ränkespiele nicht verborgen geblieben. Der Handel gab



Hof „Räbhus“ im Fuchsacker aus dem Jahrheft 2006 von Heiri Meier.

zu reden. Einige Ratsherren wiesen im Parlament knurrend auf die üblen Tricks der Spekulanten hin; die Stadt heize die Spekulation an. Einer kritisierte, dass die Stadt „dem Zwischenbesitzer einen respektablen Gewinn in die Taschen jage.“ „Hier hat ein Ramseier eben grasen wollen, und zwar in der Stadtkasse“, kalauerte schliesslich Gemeinderat William Vontobel (LDU) am 16. Juni 1954 unter dem Gelächter des Rates. Trotzdem stimmte dieser dem Geschäft zu und beugte sich der Realität. „Difficile est satiram non scribere“ * hielt sogar die Neue Zürcher Zeitung am 18. Juni 1954 fest.

Die Stadt Zürich als neue Eigentümerin schätzte die Renovationskosten für das Haus auf etwa 70'000 Franken. Im Dezember 1954 war die Geschichte des „Räbhus“ besiegelt. Das Gebäude wurde abgebrochen und das Land an die umliegenden Landwirte verpachtet. Die folgenden Pächter, u.a. Werner Meyer (Hof 8), fanden noch während vieler Jahre beim Pflügen Spuren im Gelände: Ziegelscherben und Bruchstücke von Mauern.

* Es ist schwierig, keine Satire zu schreiben. (Juvenal)

Archiv des Rebbergs Nr. 51

Jahr	Name des Eigentümers	Beschreibung des Objekts	Fläche	Wert	Abgabe	Abgabe
1811	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
1821	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
1831	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
1841	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
1851	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
1861	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
1871	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
1881	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
1891	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
1901	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
1911	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
1921	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
1931	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
1941	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
1951	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
1961	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
1971	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
1981	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
1991	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
2001	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
2011	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	
2021	Johann Kellermann	1 Wohnhaus + Scheune	1.5.1	1700	1700	

Dokument der Gebäudeversicherung Hof 1, GVZ 51 „Im Rebberg“.

Hof 2 – „Im Kilbel“: Viel Sorgen und Not

Abgebrannt und nicht wieder aufgebaut (GVZ Assek. 52)

Aus der Hausgeschichte:

1824	Caspar Haupt 1775-1844, Enkel des alt Schulmeisters Hans-Ulrich Haupt (Schulmeister 1746-1787) erbaut den Hof
1844	Seine 2. Frau Anna Maria Wolf übernimmt den Hof
1850	Johannes Fretz 1821-1869 aus Opfikon
1869	Seine Witwe Margaretha Landolt übernimmt
1874	Abgebrannt, Brandursache unklar, die Familie Fretz zieht nach Altstetten, der Hof wird nicht wieder errichtet

Diesem Höflein war ein kurzes Leben beschieden und Bilder haben wir auch keine davon. Es stand damals als einziges südlich des alten Zürichweges, etwas westlich des heutigen Rüttschi-Hofes, gemäss Wildkarte am Rande des damaligen „Kilchbühlmooses“. Errichtet wurde es um 1824 als einfaches Gebäude mit Wohnteil und Scheune, teils gemauert, teils aus Holz. Immerhin war es mit Ziegeln gedeckt. Nur schon die kleine Versicherungssumme von 800 Gulden lässt nichts Herrschaftliches erwarten; die Bewohner waren Selbstversorger.

Der Grossvater des Erbauers dieses untergegangenen Hofes war Schulmeister **Hans-Ulrich Haupt** (1711-1787). Dieser hatte bis zu seinem Tod volle 41 Jahre im Dienst der Gemeinde gearbeitet und war beliebt gewesen. Das belegt auch, dass der Name „Schulmeisters“ fast als Ehrenname auf die Nachkommen übertragen wurde. Er hatte auch einigermaßen zur Zufriedenheit des inspizierenden Dekans gewirkt. Im Rechnen schien es allerdings nicht so recht vorwärts zu gehen, „... da der Schulmeister selbst nicht rechnen kann“.

Sein Sohn **Heinrich Haupt** (*1746) hätte seinem Vater folgen wollen, bewährte sich aber nicht („... da er schwach an Leib und Geist war“). Er zog mit fünf Kindern an die Uitikonstrasse 8 („Menschenfabrik“) und widmete sich mit gemischtem Erfolg

der Landwirtschaft. Es folgten familiär turbulente Zeiten. Auch sein Sohn (Schulmeister Haupts Enkel) **Caspar Haupt** (1775-1844) lebte in unübersichtlichen Verhältnissen. Jedenfalls erbaute dieser um 1824 im Kilbel (vielleicht mit Hilfe seiner zweiten Frau, **Anna Maria Wolf** von Wettwil) das kleine, kurzlebige Höflein südlich des alten Zürichweges. Nach seinem Tod wird seine Witwe den Kleinbetrieb weitergeführt haben. Sie musste dazu noch den arbeitsunfähigen Schwager Johannes Haupt von Schaffhausen, ehemaliger Fabrikarbeiter, aufnehmen. Obwohl sie von der Armenpflege unterstützt wurde, musste das Gütlein verkauft werden.

Um 1850 übernahm **Johannes Fretz** (*1821) von Opfikon die Liegenschaft. Er war vermutlich ein Tagelöhner; in Opfikons Bürgerregister wurde er als „Güterarbeiter“ geführt. Möglicherweise kam er auch vom Weinbau her. Die Familie muss zwar tüchtig gewesen sein: Man baute aus und

betrieb in einem Trotthaus ein Trottwerk – Zeuge des damals blühenden Weinbaus in unserem Dorf. Grad gegenüber des Hofes lag ja der grosse Rebhang. Fretz musste aber verschiedene Male die Gemeinde um Entlastung von Steuern bitten, da er „Gemeindssteuern abherrschen müsse“ (= abtragen) und „er habe nicht wie früher für eine, sondern für sieben Personen zu sorgen“. Auch habe er empfunden, „seit längerer Zeit zu viel zu versteuern, besonders bei den Missjahren“.

Während seiner Zeit in Schlieren brachte seine Frau **Margaretha Landolt** von Unterstrass sieben Kinder zur Welt. Trauriges Schicksal für die junge Familie, wie es leider fast alltäglich war: Zwei davon starben früh an Rachitis und Knochenkrebs. Auch Johannes Fretz selber starb früh im Jahr 1869. Wir nehmen an, dass seine Witwe versuchte, den Hof zu halten, aber zu allem Unglück kam nochmal eines dazu. Die bescheidene Siedlung brannte am 11. Dezember 1874 ab. Das Feuer war mit den damaligen Mitteln nicht zu bekämpfen, der Schlierenberg war ja praktisch unbewohnt. Eine Wasserversorgung gab es nicht. Die Feuerlöschspritze aus dem Dorf wird (ohne Wasservorrat) auch nicht viel geholfen haben. Immerhin konnte das wenige Vieh gerettet werden. Die Brandursache blieb unbekannt.

Eine schöne Sitte aus jener Zeit ist die sogenannte „Liebessteuer“. Sie

Um die gleiche Zeit wurde im Berg-Schlieren das der Wittwe Fretz gehörende, für 3500 Fr. versicherte Haus sammt Scheune vom Feuer gänzlich zerstört. Das Mobilien, von dem Nichts als 3 Kühe und 2 Schweine gerettet werden konnte, ist nicht versichert. Sechs Personen wurden obdachlos.

Das Feuer brach in der Scheune aus. Ob böswilliger oder fahrlässiger Brandstiftung vorliegt, ist nicht ermittelt.

run
lan
Dr.
Eb
ih
wel
jen
nur

Bericht in der NZZ vom Brand am 11. Dezember 1874.

wurde von der Kanzel her verkündet und half, mit verschiedensten Gaben einer Familie oder einem Ort in Not zu helfen. Sie galt z.B. einer ansässigen Familie, einer Nachbargemeinde oder auch einer weit entfernten Gegend. Schlieren wurde mehrmals mit solchen Liebesgaben geholfen; aber auch das Dörflein spendete grosszügig – 1877 sogar beim Dorfbrand von Airolo. Auch die Familie der Witwe Fretz wurde mit einer Liebessteuer von 100 Franken bedacht.

Die Spur der Fretz führt nun fort von Schlieren. Der älteste Sohn Johannes, (*1850), übernahm die Vormundschaft über seine Familie und zog nach Altstetten. Die Ruinen und das Land wurden 1875 vergantet (versteigert); mit dem Erlös und der Versicherungssumme kaufte Fretz jun. am neuen Wohnort „eine halbe Behausung, eine halbe Scheune und Stallung, ein achttheil von einer Scheune und Trotte und 2 Vierling Baumgarten und Hanfpünt“. Die Vormundschaftsbehörde Opfikon überwachte den Handel auch im Namen und in Verantwortung für die noch minderjährigen Kinder.

Das Gut auf dem „Kilbel“, immerhin auf der Dufour-Karte von 1864 noch eingetragen, wurde nicht wieder aufgebaut.

N. 52.

pag. 19.

Im Jahr	Namen des Eigentümers	Benennung des Gebäudes	Bauart		Schätzung Wert des Gebäudes	Kantonsbeitrag zur Deckung	
			Stein	Lehm	Holz		
1811	Caspar Haupt	1. Haus u. Scheune	1	1	1	800	
1852	J.	1. D.	1	1	1	1000	
Im Kilbel. Nr. 52.							
1852	Caspar Haupt	1. Haus u. Scheune	1	1	1	1000	
	id.	1. Scheune	1	1	1	550	1550 neu angeliefert.
1861	J.	1. Scheune	1	1	1	900	
	J.	1. Scheune u. Stall	1	1	1	300	1200
1870	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	900	1400
	J.	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	
1872	J.	1. Scheune u. Stall	1	1	1	2100	
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	3000
1874	J.	1. Scheune u. Stall	1	1	1	1300	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	1300	2500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	J.	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
Im Kilbel. Nr. 52.							
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz, von Opfikon	1. Scheune u. Stall	1	1	1	200	3500
	J.	1. Scheune	1	1	1	200	
1876	Johannes Fretz						

Hof 3 – „Limmatblick“

Eine wilde Geschichte (GVZ Assek. 54/16)

Aus der Hausgeschichte:

1831	Erbaut durch Hans-Rudolf und Conrad Rüttschi „Höbelis“
1866/1875	Hans Heinrich Huber und Caspar Locher
1893	Alexander Hess und Alexander Hildebrand*
1894	Heinrich und Ida Haller-Wolfensberger
1909	Brand, abgetragen, neu erbaut durch Heinrich Haller
1915	Emil Haller und Olga Schenkel
1920	Simon Weil, Isaac Wilhelm Piccard*
1920	Rudolf Elsener
1939	Karl Schneiter sen. und Meta Frei
1954	Verkauf an Rieke AG
1971	Weiterverkauf an Göhner AG und später Gemeinde Schlieren

* Diese Zwischenbesitzer nannte man „Hofmetzger“, wie auf Seite 8 erklärt wird.

Um die folgenden Zusammenhänge besser aufzeigen zu können, fügen wir auf Seite 58/59 die Stammtafel der Familie Rüttschi „Höbelis“ mit den wichtigsten Beteiligten an, ebenso die Stammtafel der Familie Haller.

Wie so viele der Geschichten in diesem Heft hängt auch die des Hofes 3, „im Kilbel“ und später „Limmatblick“ und „im Berg“ genannt, zusammen mit einer Brandstiftung.

1821 wohnten in einem baufälligen, strohgedeckten Haus an der heutigen Sägestrasse 12 – wie nicht selten damals – zwei Familien unter einem Dach: **Rudolf Rüttschi „Höbelis“** (*1775) mit seiner Frau Barbara Stolz und ihren Kindern und dessen verhasster Stiefbruder Heinrich Rüttschi (*1782) mit seiner Frau Barbara Morf, ebenfalls mit ihren Kindern. Friede im Haus wird selten eingekehrt sein. Rüttschis hatten einen ausgesprochen schlechten Ruf, immer wieder mussten sich Kirchengemeinderat und die Gerichte mit ihnen beschäftigen. Auch Pfarrer Caspar Reutlinger schrieb von rohen und verwilderten Leuten. Brandstiftung, Diebstähle, traurige Ehegeschichten, Gaunereien, Betrug und Drohungen waren Alltag. Zwei Brüder Rudolf Rüttschis (Bernhard *1767 und Jacob *1770) waren in fremde Kriegsdienste gezogen und verschollen.

Die Rüttschi-Höbelis

In den alten Büchern (Tauf- und Sterberegister, Protokolle von Gemeinderat und Gemeindeversammlung) stolpert man immer wieder über die gleichen Schlieremer Geschlechter – etwa die Hollenweger, die Bräm, die Wismer, die Lips oder eben die Rüttschi. Da auch die Vornamen (Rudolf, Hans-Rudolf, Jakob, Heinrich...) nicht viele Unterscheidungsmerkmale ergaben, musste man die Familien mit einem Übernamen auseinanderhalten. Bei den Rüttschis gibt es z.B. vier Stämme: die Becken, die Tambouren, die Cläuis und die Höbelis. Die „Cläuis“ oder „Cläuwis“ ler-

nen wir beim Hof 5 kennen, der heute noch besteht.

Jetzt, bei Hof 3, sprechen wir vom Stamm der „Rüttschi-Höbelis“, welcher mit den „heutigen“ Rüttschis (damals „Kläuis“ genannt) nichts zu tun hat. Der Name „Höbeli“ zeugt vielleicht vom Humor der Menschen: Einer der Vorfahren war Zimmermann...

Am 22. Januar 1821 steckte **Conrad Rüttschi** (*1800) im Auftrag seines vorgenannten Vaters **Rudolf** (*1775) das Haus an der Sägestrasse in Brand, wohl um die Versicherungssumme zu kassieren. Die beiden verrieten sich, wurden verhaftet und ins Verlies des „Wellenbergs“ in Zürich gesteckt. Brandstiftung war eines der schlimmsten Verbrechen jener Zeit und kam vor das oberste Gericht des Kantons, das Malefizgericht. Dessen Akten sind erhalten und beschreiben, wie damals Recht gesprochen wurde – sehr sorgfältig übrigens. Vorsitzender war niemand geringerer als Staatsmann und Bürgermeister Hans Reinhard, der eben noch die Schweiz am Wiener Kongress vertreten hatte.

Rudolf wäre um ein Haar mit dem Tode bestraft worden; er entging der Guillotine nur mit Mehrheitsentscheid. Das Malefizgericht verdonnerte, nach wirklich sorgfältigem Prozess, den Vater zu lebenslänglicher Kettenstrafe (zu verbüssen im Gefängnis Oetenbach), den Sohn zu



Auszug aus dem Urteil des Malefizgerichtes vom 27. Juni 1821.



Wellenberg-Turm (Gefängnis bis 1837), Stich von W. Bartlett um 1834.

zehn Jahren Zuchthaus, fünf davon in Ketten. Dazu wurden beide mehrfach ausgepeitscht. Zudem wurden sie gebrandmarkt und vor dem Rathaus an den Pranger gestellt. Vater Rüttschi starb im Gefängnis – lebenslänglich war wörtlich zu nehmen.

Ein Neustart: Der Hof „im Berg“ oder „Limmatblick“

Als Conrad Rüttschi *1800 (der vom Vater verleitete Brandstifter) nach Verbüßung seiner 10-jährigen Gefangenschaft um 1831 in sein Dorf zurückkam, werden ihn seine Mitbürger nicht eben herzlich empfangen haben. Viel Nützliches wird er in der Strafanstalt nicht gelernt haben, machte er sich doch bald wieder mit kleinen Diebstählen im Dorf bemerkbar. Der am seinerzeitigen Brand unbeteiligte ältere Bruder von Conrad, Hans-Rudolf Rüttschi jun. (1798-1869), errichtete mit dem entlassenen Conrad im Jahr 1831 einen kleinen Hof auf dem Kilbel. Zwar heiratete Conrad 1832 Magdalena Eigenherr. Aber man ahnt: Das konnte nicht gut gehen.

Am Rande der Gesellschaft

Während der folgenden Jahre war vom Schlierenberg nicht viel Gutes zu hören. Der Rüttschi-Höbeli-Hof lag fernab vom Dorf; die benachbarten Höfe standen anfangs noch nicht. Beide Rüttschi „Höbelis“ finden sich immer wieder in den Protokollen: Mal brauchten sie Unterstützung, mal wurde ein Leumundszeugnis fällig, auf Untersuchungshaft folgten Verurteilungen wegen Betrugs. Hans-Rudolf Rüttschi jun. heiratete ein zweites Mal, Handgreiflichkeiten und ein versuchter Betrug am Frauengut seiner zweiten Frau Margaretha Schellenberg wurden aktenkundig; der Hof musste verkauft werden.

1866 übernahm ein **Heinrich Huber** den Hausteil von Hans-Rudolf Rüttschi und 1875 **Caspar Locher** denjenigen von Conrad Rüttschi. Von Locher wissen wir nichts. Von Heinrich Huber ist wenig bekannt, und das Wenige bestätigt – wen wundert's – die ärmlichen Verhältnisse. Er wurde von seinen Nachbarn verpöffen und musste

vor dem Gemeinderat erscheinen, weil er am Pfingstsonntag 1875 in seinen Reben gehackt habe. Er erklärte, sein Sohn habe sich im Militärdienst befunden und ihm, dem Vater, habe so „eine vermehrte Arbeitslast“ obgelegen. Er habe am Samstag spät noch in den Reben gearbeitet, es sei ihm ein kleiner Platz übriggeblieben. Daher sei er am Sonntag früh um 3 Uhr aufgestanden, habe denselben umgehackt, sei um 4 Uhr wieder heimgegangen und habe mit den Seinigen das Pfingstfest gefeiert. Der Gemeinderat verknurrte ihn darauf zu einer Strafe von 5 Franken.

Friede kehrte nicht ein; die neuen Besitzer Caspar Locher und Hans Heinrich Huber klagten gegeneinander beim Gemeinderat, weil der jeweils andere Mitbesitzer bei der Sanierung der tragenden Teile nicht mitmache. Das Haus selbst war von Anfang an mangelhaft gebaut gewesen, schlecht unterhalten und einsturzgefährdet, wie der vom Gemeinderat beauftragte Zimmermann Ritzmann bestätigte.

Als Huber um 1878 starb, wollte zunächst sein Sohn Albert den Anteil der jüngeren Geschwister übernehmen. Das klappte offenbar nicht, und schliesslich übernahm Locher 1880 die Liegenschaft ganz. Aber er musste die halbe Scheune und den Stall an einen Rudolf Bühler verpfänden.

Neubeginn mit einer im Tal bekannten Familie: Haller

Vermutlich über sogenannte „Hofmetzger“ kam das heruntergekommene Gütlein 1894 an **Heinrich Haller** (1854-1914) aus Albisrieden mit seiner Frau **Ida Wolfensberger** aus Wetzikon und deren Sohn Emil. (Mehr über die Familien-Saga der Haller bei Hof 7). Heinrich war Angestellter der Nordostbahn und wurde „der Conducteur“ genannt. Er wird den „Kilbel“ sozusagen als Nebenerwerb, vorab wohl als Weinbauer, geführt haben.

Nach einem Brand auf dem Hof machte er Nägel mit Köpfen: Er liess das marode Haus abbrechen (wir haben keine Bilder davon) und baute 1909 ein neues. Er muss gut gelebt haben; es wird überliefert, dass die Verwandten über den jeweils üppig gedeckten Tisch und den Wohlstand staunten und den „Conducteur“ fast beneideten. Aber auch dieser Familie blieb die Not nicht fern. Drei Kinder starben schon in Albisrieden kurz nach der Geburt, und seine Frau Ida hatte nach einem missglückten Anfeuern des Ofens mit Petrol ein völlig entstelltes Gesicht. Heinrich wurde nicht alt: 1914 fühlte er sich bei der Arbeit in den Reben nicht wohl. Man dachte an einen Schlaganfall und nahm einen Aderlass vor, aber er starb noch gleichentags. 1915 ist für nur gerade fünf Jahre der einzige Sohn **Emil Haller** mit seiner Frau **Olga Schenkel** als

Besitzer eingetragen. Es sieht so aus, als hätte dieser keinen Erfolg während des Ersten Weltkrieges erwirtschaften können oder wollen.

Intermezzo mit Händlern – und es folgen zwei Bauernfamilien

1920 zogen zwei jüdische Händler, Simon Weil und Isaac Wilhelm Piccard den Hof an sich (vermutlich Kreditgeber) und verkauften ihn sofort weiter an die neue Besitzerfamilie, die **Elseners**. Robert Elsener (*1880) kam von Horgen her. Er wurde sofort Mitglied im Landwirtschaftlichen Verein Schlieren, wie übrigens auch die Vorbesitzer Haller und die Nachfolger, die Familie Schnitter. Der neue Hof war damit – wenigstens vorläufig – in ruhigem Fahrwasser.

1939, zu Beginn des Zweiten Weltkrieges, übernahmen **Karl Schnitter** sen.



Hof Schmitter ca. 1960 (erbaut von Heinrich Haller um 1909), nur die Scheune steht noch.



Heuernte: Meta und Karl Schneiter-Frei mit Helfern (ca. 1950), noch vor der Zeit der Heuballen.

(1906-1971) und seine Frau **Meta Frei** den Hof. Karl hatte bei einem Onkel in Thalwil gearbeitet, seine Familie stammte ursprünglich aus dem Bernbiet (Amsoldingen). Die Eltern hatten dort einen grossen Betrieb mit einer Wirtschaft geführt. Er hatte nach seiner Heirat einen eigenen Hof gesucht und den schliesslich in Schlieren gefunden.

Dank der beiden Kinder Regula Knecht-Schneiter (*1940) und ihrem Bruder Karl Schneiter-Ringger jun. (1943-2021) wissen wir recht gut Bescheid über die Verhältnisse zur Kriegszeit und in den anschliessenden Jahren. Der „Limmatblick“ war ein für damalige Verhältnisse ordentlicher Hof mit etwa 20 Kühen und Rindern, einigen Schweinen und zwei Pferden. Es gab etwas Ackerbau und eigenen Wald. Auf dem Hof lief ein Brunnen, der von der gleichen, eigenen Quelle im Wald gespeist wurde wie auch die Brunnen auf Hof 5 (Rütschi), 6 (Lips)

und 8 (Pestalozzi-Meyer). Für die Kinder begann der Alltag in aller Frühe mit der Besorgung des Viehs; nachher folgte der Weg hinunter ins Dorf zur Schule. Im Sommer folgte harte Arbeit auch auf dem Feld, es galt die

Pferde zu führen beim Ackern usw. Zur Erntezeit halfen oftmals italienische Arbeiter, z.B. von der Wagonsfabrik, aus und sassen dann ganz selbstverständlich mit am Tisch.



Elisabeth und Karl Schneiter-Ringger (ca. 2010).

Auf dem „Berg“ hatte man guten nachbarlichen Kontakt, und die Nachbarn Lips, Rütschi, Seiler und die Josts von der damaligen Pestalozzi-Stiftung halfen sich aus. Sonst lebte man eher abgeschieden und hatte mit den Leuten „im Dorf unten“ wenig Kontakt. Die beiden Bauernkinder fühlten sich nicht sehr wohl. Es hing ihnen in der Wahrnehmung der Dörfler ein Stallgeruch an, und sie galten hinter vorgehaltener Hand wohl als „Bauertölpel“. Einzig im Jahr bei Lehrer Werner von Aesch (siehe Jahrbuch 2020/21) fühlte sich Regula wohl: Er sei ein gerechter, guter und engagierter Lehrer gewesen.

Schneiters ziehen weg...

In den 50er-Jahren folgten zwei einschneidende Phasen. Einerseits kam der grosse Umbruch in der Landwirtschaft (Mechanisierung) und andererseits die stürmische Bevölkerungsentwicklung. (Siehe Kapitel 5 „Umbruch“ ab 1950, Seite 9). Der Druck und die Verlockung waren gross: 1954 entschloss sich Karl Schneiter sen. (1906-1971) mit Ehefrau Meta Frei zum Verkauf des Hofes an das Baugeschäft Rieke AG in Zürich. Die Käufer erstanden den Hof für rund 800'000 Franken als Bauland und wollten eine Überbauung erstellen. Nachbar Walter Seiler erinnert sich noch gut an die Bauvisiere, die in jenen Tagen bereits standen. Schneiters zogen weg nach Knonau und übernahmen dort den geschichtsträchtigen Hof „Zum Freudenberg“, der nach dem Tod des Vaters 1971 an den Sohn und seine Frau Elisabeth ging. „Kari“ Schneiter jun. (1943-2021) baute ihn als „Krampfer“, guter Handwerker und Dachdecker zu einem Bijou aus. Das neue Zuhause der Familie war grösser als der „Limmatblick“ und der Hof weitherum berühmt für seine aktive und tatkräftige Besitzerfamilie; auch fühlten sich die Schneiters wohl im „Säuliamt“ und gut aufgenommen.



Vater Karl Schneiter als Coiffeur mit seinem Sohn.



Regula und ihr Bruder Karl Schneiter jun. ca. 1950, im Hintergrund das Limmattal.

... und es folgt ein Monopoly in Schlieren: Grosse Pläne, die Trickkiste wird ausgepackt, und am Schluss folgt der Abbruch

Weniger Freude wird das Baugeschäft Rieke gehabt haben. Laut Karl Schneiter jun. gab es Pläne für 400 Wohnungen und einen Kindergarten. Die Gemeinde spielte nun auf Zeit und legte dem Bauvorhaben allerhand Steine in den Weg.

Im September 1954 wollte Rieke eine Bescheinigung, dass das Land im Berg als Bauland zu taxieren sei. Aber der Gemeinderat beschied, eingezont heisse noch nicht, „dass es sich im heutigen Moment um Bauland handelt. Hierzu fehlen zur Zeit die nötigen Voraussetzungen, nämlich Kanalisation, Wasserleitungen in genügender Dimension und zum grossen Teil auch Strassen“. Die Sache zog sich hin; auf dem Hof herrschte Unordnung. Zum Ärger der Nachbarn wurden Pneus und allerlei Gerümpel gelagert.

Rieke verlor schliesslich die Geduld und setzte sich mit der Göhner AG, einem der damals grössten Generalunternehmer, in Verbindung. Die Drähte zwischen den Immobilienpromotoren müssen heissgelaufen sein. Ernst Göhner bot 1957 der Gemeinde Schlieren den Hof (der immer noch der Rieke AG gehörte), zu einem m²-Preis von Fr. 17.50 an, war aber gleichzeitig mit der Stadt Zürich im Gespräch. Der Schlieremer Finanzvorstand Dr. Epprecht wurde vom Gemeinderat beauftragt, mit Göhner in Verhandlungen zu treten, diese aber hinauszuzögern.

Parallel dazu lief das gerichtliche Verfahren mit der Familie Rütschi auf dem benachbarten Hof (Hof 5). Die Gemeinde wollte jenen Landkauf so oder so über die Bühne bringen, bevor es zu einem Abschluss mit



Karl Schneiter sen. auf dem Heuwender.



Zügeltag am 1. April 1955.



Zügeltag mit Lastwagen von Alfred Wetter.

Göhner kommen würde. Das gelang 1959, wenn auch auf Umwegen (siehe Hof 5).

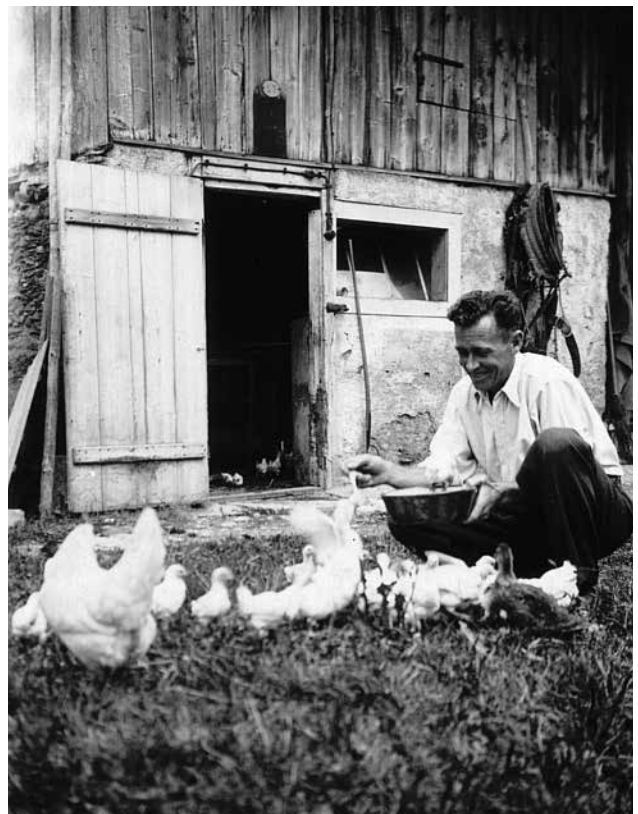
Inzwischen hätte die Personalfürsorgestiftung der Göhner AG, den „Limmatblick“ gerne übernommen, wurde aber vorläufig auch nicht glücklich: Der Kanton legte sich quer. Die Direktion der Volkswirtschaft verfügte am 23. Mai 1956: „Der Grundstückverkauf ... wird vor Ablauf der zehnjährigen Sperrfrist nicht bewilligt, da es sich hier nicht um Bauland handelt....“ Der Schlieremer Gemeinderat selbst doppelte am 14. Juli 1961 nach: „Die Gemeinde wird auf Jahrzehnte hinaus alle ihr zustehenden gesetzlichen Mittel anwenden, die eine Überbauung verhindern können.“ Göhner verwirklichte statt der Überbauung auf dem Schlierenberg nun seine Tangentialstadt, das bekannte „Göhnerswil“ in Volketswil ZH. 1971 schliesslich kaufte die Gemeinde Schlieren den Hof mit insgesamt etwa 5,4 ha Boden. Der Kaufpreis betrug 5'389'400 Franken, also etwa 100 Franken pro m². Wer rechnen und Vergleiche anstellen will, mag das tun...

Wenig später wurde der eigentliche Hof „Limmatblick“ abgerissen. Dem Verfasser dieses Jahrhefts wurde vom damaligen Sozialvorstand Fritz Blocher erklärt, dass man das auch aus Angst vor Besetzern so radikal machte. Stehen blieb bis heute nur die Scheune, und die dient der benachbarten Bauernfamilie Rütschi (Hof 5).

*Meta und Karl
Schneiter-Frei:
Nachdenklicher
Blick ins Tal.*



*Karl Schneiter
sen. mit glückli-
chen Hühnern,
„Bibelis“ und
Ente.*



Hof 4 – „Im Hübler“, Zürcherstrasse 106

familienintern auch „unterer Hübler“ oder „altes Haus“ (GVZ Assek. 57/110)

Aus der Hausgeschichte:

1835	Jacob Hollenweger erbaut neues Höflein
1853	Jacob Bünzli
1868	Hs. <u>Jakob</u> Meier, Küfers, mit Regual Hug, Schulverwalters
1883	Heinrich <u>Theodor</u> Haller und Emilie Lips
1919	Hans-Rudolf Haller und Bertha Brunner
1994	Abbruch, OMIT-Überbauung

Um die folgenden Zusammenhänge besser aufzeigen zu können, fügen wir auf Seite 59 die Stammtafel der Familie Haller an.

Vom Unglück waren 13 Familien mit insgesamt 66 Personen betroffen, die meisten in bescheidenen wirtschaftlichen Verhältnissen. Eine sofort veranstaltete Sammlung, eine sogenannte „Liebessteuer“, erbrachte innert weniger Tage ein ansehnliches Ergebnis an Geld, Nahrungsmitteln und Sachgütern. Auch die benachbarten Gemeinden und die Stadt Zürich haben „ein Grosses zur Erleichterung des Schadens beygetragen“, wie es im Protokoll des Stillstandes (Kirchenpflege) hiess. Die Geldsteuer ergab immerhin etwas mehr als 2261 Gulden.

Ein Grossbrand und seine Folgen

Auch am Ursprung dieses Hofes steht ein Brand, und zwar der grosse Dorfbrand 1834. Frau Dr. Fortuna schildert ihn so: „Das Feuer brach in den ersten Morgenstunden des 22. Mai 1834 aus und legte vier in einer Reihe stehende Häuser in Schutt und Asche. Es handelt sich um die Versicherung-Nrn. 23 – 26, der Lage nach den allerdings erst um 1900 eingeführten Polizeinummern Badenerstrasse 7, 9, 11 und 13 entsprechend.“ (Siehe auch das Bild des Dorfes vor dem Brand um 1780 auf Seite 2).

Gemäss dem Rapport des herbeigeeilten Bezirksstatthalters brach das Feuer in der Scheune des Hauses Badenerstrasse 13 aus und griff sofort auf die Strohdächer der Häuser Nr. 7 und 9 über. Derart eingeschlossen, blieb auch das ziegelgedeckte Haus Nr. 13 nicht verschont. „Die Brandursache konnte nicht ermittelt werden. ... Zwar nahm man einige der betroffenen Hauseigentümer in Verhaft, setzte sie aber bald wieder frei.“

Verschiedene der von der Katastrophe Betroffenen erbauten sich mit den Mitteln der Liebesgaben und dem Geld der Versicherungsgesellschaft eine neue Existenz; drei davon auf oder in der Nähe des Schlierenberges, nämlich Jacob Hollenweger (eben hier, Hof 4) sowie Conrad Meyer (siehe Hof 5) und Jacob Lips (siehe Hof 6).



Hof Haller, Zürcherstrasse 106, ca. 1980.

Aussiedler: Hollenweger und Meier

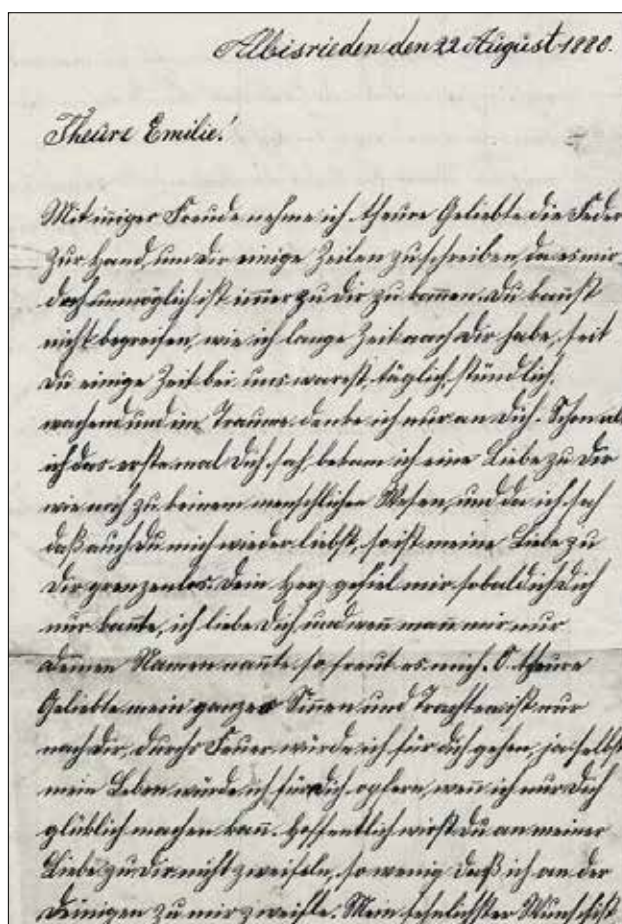
In der Dreifelderwirtschaft galt u.a. der Flurzwang, wonach neue Höfe nur innerhalb des Dorfsetters (Zaun) erstellt werden konnten. Es galt auch die Realteilung unter den männlichen Nachkommen, was zu weit verstreuten kleinen Parzellen führte. Dieser Flurzwang wurde gegen Mitte des 19. Jahrhunderts gelockert, und davon profitierte auch **Jacob Hollenweger**. Er war einer der vom Brand Betroffenen und hatte mit seiner Familie das noch strohgedeckte Haus Vers. Nr. 23 (wäre heute Badenerstrasse 7) bewohnt.

Er errichtete nach dem Brand, wohl mit der Entschädigung der Gebäudeversicherung und einem Anteil der „Liebesgaben“, ein bescheidenes Höflein an der (heutigen) Zürcherstrasse 106. Sehr gut kann es ihm nicht gegangen sein. Jedenfalls wechselte das Höflein nun bis 1883 mehrfach die Hand. Über die Zwischenbesitzer **Jacob Bünzli** und seinen Sohn **Rudolf Bünzli** wissen wir nichts. 1868 (kurz nach der Auswanderung der Schwestern Anna und Anna Barbara nach Kalifornien) erwarb **Hans Jakob Meier „Küfers“** (*1835) von Bünzli den Hof 4 und wenig später, um 1873, von **Jakob Hollenweger** den benachbarten, auch „grossen Hübler“ genannten Hof am Pestalozziweg. Das ist Hof 7, siehe dort. Jakob Meier muss sich aber damit „überlüpft“ haben: Das Küfergewerbe und die mageren Jahre in der Landwirtschaft werden kaum ein Auskommen gebracht haben für die 13-köpfige Familie. Das Elend wegen der Missjahre war allgemein so gross, dass vom Kanton eine „Liebesteuer“ eingezogen wurde. Auch der Gemeinderat Schlierens bemühte sich um Beiträge (siehe Seite 41).

Vom endlosen Kampf im Alltag zeugen auch die vielen z.T. kleinen Schuldbriefe bei der Kantonalbank, beim Kirchengut und bei vielen Privaten,



Heinrich Theodor Haller mit seiner Frau Emilie Lips, um 1910.



Brief von Heinrich Theodor Haller an seine spätere Frau Emilie um 1880.

ten, die 1883 beim Verkauf an Haller auftauchten.

Die Hallers

Eine Familie mit jahrhundertealter Geschichte kommt, eine verarmte wandert aus.

Um 1883 erwarb **Heinrich Theodor Haller** (1849-1937) von Albisrieden mit seiner Frau **Emilie Lips** (1856-1916) aus Niederurdorf grad zwei Höfe in Schlieren: Den „unteren Hübler“ (Hof 4) und den „oberen“ oder „grossen Hübler“ (Hof 7).

*Hof Haller,
„s'under Huus“ mit
Obstgarten um
1980, bereits völlig
eingekeilt.*



Über die „Familien-Saga“ und die Menschen der Haller von Albisrieden berichten wir bei Hof 7, demjenigen am Pestalozziweg 12. Er galt im 20. Jahrhundert bei den Schlieremern allgemein als Haller-Hof. Dort findet sich auch eine Stammtafel.

Beide Höfe waren ein weitsichtiges, gutes Geschäft: Sie waren arrondiert, also nicht wegen zerstückelten Parzellen umständlich zu bearbeiten. Der abtretende Besitzer, Jacob Meier, Küfers, in alten Dokumenten bezeichnet mit „vom Chratz“, war hoch verschuldet. Er wanderte im Frühjahr 1884 nach Argentinien aus, mit seiner gesamten Verwandtschaft und unzähligen andern verarmten Bauernfa-

milien. Sein weiteres Schicksal kennen wir nicht.

Heinrich Theodor Haller baute sowohl das kleine Bauernhaus an der Zürcherstrasse wie auch den Hof am Pestalozziweg 12 aus. Er erweiterte seinen Besitz durch Zukäufe und pachtete auch Land nördlich der Zürcherstrasse. Er brauchte Platz: Zur Familie gehörten neun Kinder!

Mit 30 Jahren übernahm **Hans-Rudolf Haller** sen. (1889-1984) mit seiner Frau **Bertha Brunner** die Höfe. Auch von ihm heisst es, er sei eine starke Persönlichkeit gewesen. Er baute den unteren Hof („s'alte Huus“ oder „s'undere Huus“, wie es fami-

lienintern auch genannt wurde) in ein Haus mit zwei Wohnungen um und war – zusammen mit seinem Sohn Bruno – dessen letzter „Haller“-Bewohner. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts war das Haus in der Regel fremdvermietet, und nach der Verbreiterung der Zürcherstrasse verlotterte es zusehends. Der Unterhalt für eine Abbruchliegenschaft lohnte sich nicht, und der Besitzer war in die neue Überbauung umgezogen. Um 1994 wurde es abgebrochen; die OMIT-Überbauung folgte.

Im „oberen Hübler“ (Hof 7) übernahm Hansruedi Haller jun. (1925 – 2010) den Betrieb. Er war der letzte aktive Bauer der Familie.

Hof 5 – „Im Kilbel“ oder „Kilchbühl“

heutiger Rütschi-Hof (GVZ Assek. 58, neu 20/21)

Aus der Hausgeschichte:

1835	Conrad Meyer sen., Öhlers
1877	Conrad Meyer jun., div. Bauten
um 1880	Zwischenbesitzer Fam. Adolf Richi
1887	Rudolf Rütschi „Kläuis“ erwirbt den Hof (Bruder des nach Amerika ausgewanderten Johannes „John“)
1890	Johannes Rütschi, zurückgekehrt, wird als Besitzer eingetragen
1945	Johannes Rütschi-Geering „Hans“
1975	Oskar und Myrtha Rütschi-Hofstetter
2006	Heinz Rütschi-Bachmann

Um die folgenden Zusammenhänge besser aufzeigen zu können, fügen wir auf Seite 60 die Stammtafel der Familie Rütschi (früher „Kläuis“) an.

hatte. Auch sei sie „mit einem anderen Ehemann nach Paris verweist“ (sic!).

Der Sohn, **Conrad Meyer jun.** liess die Liegenschaft 1877 schätzen und verkaufte sie um 1880 an seinen Schwager **Adolf Richi**. Richis wiederum waren verwandt mit der Familie **Rütschi „Kläuis“** oder „Kläuwis“ von Schlieren – nicht zu verwechseln mit den Rütschi „Höbelis“ von Hof 3.

Des besseren Verständnisses wegen fügen wir hier einen Auszug aus der Stammtafel der Familie Rütschi Kläuis an, welche den Hof 1887 übernahmen.

Dem grossen Dorfbrand 1834 folgt die Besiedelung des „Berges“

Dieser Hof ist – zusammen mit dem von Familie Lips (Hof 6) – der älteste noch erhaltene Zeuge der Besiedelung des Schlierenberges. Beide sind auch gleichzeitig entstanden. Mehrfach umgebaut und erweitert wird der Rütschi-Hof auch heute noch landwirtschaftlich genutzt. Auch an seinem Ursprung steht der Dorfbrand von 1834 (siehe Seite 6 und 23).

Forster **Conrad Meyer** aus dem Haus Ass. 24 (Badenerstrasse 9) stand 1834 vor seinem abgebrannten Haus. Aus der Versicherungssumme und der Liebessteuer (er erhielt daraus 115 Gulden) erbaute er sich einen kleinen Hof auf dem Schlierenberg. Er lag am alten Zürichweg, der damals noch wirklich ein kleiner Weg war, etwas östlich von dem des später abgebrannten Höfleins von Caspar Haupt (Hof 2). Grad gegenüber lag das Grosse Moos, welches erst mehr als 100 Jahre später entwässert werden sollte.

Wie alle andern auf dem „Berg“ war auch dieses ein schmalbrüstiges Heimwesen, nichts von einer vermögenden, stolzen Bauernfamilie. Im Dorf hörte man wenig Gutes. Zwei Mal erhielt Meyer auch ein Darlehen

vom Armengut. Wie eng die Verhältnisse waren, zeigt auch die Grösse des Darlehens: Gerade 300 Franken – bei einem Schätzwert des ganzen Anwesens von 2'300 Franken – waren es 1865. Auch sonst müssen die Verhältnisse nicht sehr stabil gewesen sein. So erregte die Grabinschrift „Jungfrau“ der Maria Meyer 1857 Anstoss, weil alle wussten, dass sie ein im Ehebruch gezeugtes Kind geboren

Erste Generation

Familie Rütschi-Kläuis

Mit **Johannes Rütschi-Peyer** (1828-1912) und seinen Kindern treten die Rütschi-Kläuis (oder Kläuwis) auf den Plan. Rütschi hatte mit seiner Frau **Anna Peyer** (*1830) aus Bergdietikon neben der Uitikonstrasse 23/25, dem im folgenden Kasten erwähnten Armenhaus, gewohnt. Sie



*Johannes Rütschi-Peyer (1828-1912),
Fabrikarbeiter,
Tagelöhner, Nachtwächter und Landwirt „im Berg“.*



Hof Rüttschi
um 1912.

hatten Anteile an einem Trotthaus und Trottwerk, waren aber nur eine Kleinbauernfamilie und angewiesen auf weitere Einnahmen. So tüchtig und arbeitsam sie offenbar waren, kamen sie wie viele nur knapp über die Runden. Frau und Kinder arbeiteten als Strohflechter zu Hause, Rüttschi selbst war Fabrikarbeiter in einer Seidenfärberei in Zürich (mit 12-stündigen Arbeitsschichten) und später

Nachtwächter in Schlieren, daneben Tagelöhner. Die fünf Kinder (ein sechstes war früh gestorben) mussten mithelfen. Rudolf arbeitete als Färber, Johannes (der spätere „John“) arbeitete im Sommer z.B. in den temporären Ziegeleien im Zelgli und in Dietikon, aber auch als Hafner oder in einer Zementröhrenfabrik in Altstetten. Er erzählte von den langen Arbeitstagen: „Die Arbeit im Zelgli begann um

4 Uhr und endete um 8 Uhr abends, unterbrochen von drei kurzen Imbissen. „Arbeit“ hiess hier Lehm stampfen mit blossen Füßen – das alles für 2.50 Franken pro Woche.“

Doch am 2. Juni 1881 brannte ihr Nachbarhaus, das „Armenhaus“, ab und das Schicksal der Familie nahm eine Wendung.

Der Brand im „Armenhaus“ und eine Auswanderergeschichte

*Im Haus Uitikonstrasse 23/25, welches zur Hälfte der Gemeinde gehörte, wohnten fünf Familien. Im Nachbarhaus wohnte Johannes Rüttschi (*1828) mit seiner Frau, Anna Peyer und seinen Kindern, zu denen obiger Rudolf (*1857) und der jüngere Bruder Johannes (*1862, der spätere „Amerikaner“ John), gehörten. Es folgte ein Nachbarschaftsstreit: Ein Nachbar bezichtigte Rüttschi und seinen Sohn Johannes der Brandstiftung, was einen Prozess in Winterthur zu Folge hatte. Rüttschi sen. war 18 Tage im Gefängnis in Zürich. Die beiden liessen sich durch einen prominenten Rechtsanwalt verteidigen: Dr. Ludwig Forrer, er wurde später*

Bundesrat. Im Prozess wurden die Rüttschis freigesprochen. Johannes „John“ Rüttschi beschrieb diese schwere Zeit in seinen „Lebens-Erinnerungen“.

Das Sprichwort sagt „Etwas bleibt immer hängen“, und so entschloss sich Johann Rüttschi jun. (1862-1945) verbittert, gekränkt und enttäuscht, nach Amerika auszuwandern.

Er reiste 1882 ab in Richtung Nordamerika. Seine Erlebnisse schrieb John, wie er sich nun nannte, in späteren Jahren nieder. Es war das typische Schicksal eines Auswanderers. Er arbeitete, wo auch immer er

Arbeit und Lohn fand, hatte Erfolge und erlebte Krankheiten und Enttäuschungen. Seine Schwester Barbara war ihm gefolgt und hatte „drüben“ einen Auswanderer geheiratet. Sie blieb in den Staaten, John kehrte 1890 zurück. Er war längere Zeit krank und verletzt gewesen, aber seine Familie brauchte ihn jetzt.

Das städtische Jahrheft 1992 ist seiner Auswanderer-Geschichte gewidmet.

Noch während Johannes' („Johns“) Abwesenheit war es um 1887 dem ältesten Sohn **Rudolf Rüttschi** mit seiner Frau **Maria Erb** gelungen, das Höflein Nr. 5 auf dem Berg zu erwerben, vermutlich über die Familie Richi von Weiningen. Der Vater, Johannes Rüttschi sen., trat zu diesem Zweck seine Anteile und seinen Besitz im Dorf ab. Der neue Betrieb war klein: Er umfasste nur etwa 2,2 ha Reben, Wiesen, Wald und Torfland. Immerhin: Es war ein Anfang. Man rief den Auswanderer „John“ zurück.

In einem Brief vom 17. Juni 1991, wenige Monate vor ihrem Tod, erzählt **Clara („Clairy“) Meier-Rüttschi** von den damaligen Verhältnissen. Die Rüttschis müssen sehr tüchtig gewesen sein. So zog Rudolf Rüttschi-Erb (offenbar nach dem Kauf des Hofes) nach Winterthur und wurde dort Färbermeister. Sein Sohn Rudolf (*1886) studierte am Technikum Winterthur und wurde Ingenieur. Er wanderte aus nach Brüssel, musste aber während der Weltkriege (1914 und 1939) jedes Mal in die Schweiz zu seinen Eltern flüchten. Sei es Not oder Fern-

weh – auch die Tochter des jüngsten Bruders Eduard, Molly (*1906), suchte ihr Glück in der Ferne, in Indien.

Zweite Generation

John Rüttschi: Leben eines Aus- und Rückwanderers

„John“ Rüttschi, der Rückkehrer, der in Amerika alle möglichen Arbeiten übernommen hatte, trat in das neu erworbene Bauerngewerbe ein. Man wird froh gewesen sein über ihn. Er traf ein anderes Dorf, an als das verschlafene, abgehängte Schlieren, das er verlassen hatte. Die Industrialisierung und neue Verdienstmöglichkeiten hatten dem Limmattal eine andere Perspektive eröffnet. Das Gaswerk und die Wagonsfabrik brauchten Arbeiter und Fachleute. „John“ muss im Dorf ein hohes Ansehen gehabt haben. Er war welterfahren, sprach Englisch, konnte schriftlich und mündlich gut formulieren und seine Mitbürger überzeugen – wie z.B. bei der Trockenlegung des Fluhgartens (siehe Kasten). Die Rolle als Landwirt lag ihm nicht so; er wurde in der neugegründeten Wagonsfabrik Portier – eine ausgezeichnete Position für jemanden, der sich auch

auf Englisch so gewandt ausdrücken konnte wie er und auch für die Fabrik ein gutes „Aushängeschild“. John war zweimal verheiratet, 1895 mit **Louise Locher** (1866-1916), welche an Krebs starb, und 1919 mit **Bertha Peyer** (1879-1963), einer ausgezeichneten Schneiderin. Das war nützlich auf dem Hof: Sie schneiderte, flickte und staffierte u.a. die Enkel mit eigenen Kleidern aus.

Die Familie hatte sechs Kinder, von denen eines früh starb. Es gelang, vor allem auch dank der beiden Frauen, den Betrieb auf stabilere Füsse zu stellen und den Landbesitz zu erweitern. „Es Heimetli“ nannte der ehemalige Stadtpräsident Heiri Meier (Enkel von John) den Hof, und das traf damals gewiss zu. Der Entwicklung des Betriebes stand im Süden das „Kilpelmoos“ im Weg, und es war Zeit seines Lebens ein Ziel von „John“ Rüttschi, dieses Land mittels einer Drainage urbar zu machen. Der Kasten „Lokomotive für die Drainage des Kirchbühlmoos“ erzählt auf Seite 29 von seinem Kampf und schliesslichen Erfolg.



Familie „John“ Rüttschi, 1907, (v.l.n.r) Louisa, Louisa Locher, Johannes „Hans“, Clara („Clairy“), „John“ mit Gertrud, Anna. Im Hintergrund Knecht Schuler.

John Rütschi: Lokomotive für die Drainage (Trockenlegung) des „Kirchbühlmoos“

Der „Kilchbühl-See“ um 1930, links Chalet Schenker, rechts Hof Rütschi.



John Rütschi um 1943 (aus dem Jahrheft 1992).

Lange Zeit entsprach es der eidgenössischen Landwirtschaftspolitik, Moor- und Sumpfgebiete trockenzulegen, um ertragreiches Land zu gewinnen. Beispiel hierfür war etwa die Juragewässerkorrektion. Landauf, landab wurden ähnliche Projekte verfolgt und von Kanton und Bund subventioniert. Man hätte sich nicht vorstellen können, dass 1987 das Schweizer Volk einer Initiative „Zum Schutz der Moore“ zustimmen würde...

1912 sah man das auch in Schlieren noch anders. Im Südwesten des Schlierenberges, war das genossenschaftliche Projekt der „Drainage im Fluhgarten, Moosacker etc.“ verwirklicht worden. Die Drainage entsprach den Interessen der Landwirte, ihr Streuland aufzuwerten, aber auch einem Bundesgesetz von 1911 zur Förderung der Landwirtschaft. Etwa 4 ha Wiesen- und Ackerland wurden entwässert. Die Tonröhren wurden in Handarbeit in schmale Schächte bis 1,5 m unter den Erdboden verlegt. Ein

„Draineur“ erhielt einen Stundenlohn von 80 Rappen, ein „Werkarbeiter“ (also seine Gehilfen) einen solchen von 65 Rappen. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 3'991 Franken. Kanton und Bund beteiligten sich an den Kosten mit 25 %.

Es blieb der Osten des Schlierenberges, genauer das „Kilpelmoos“ und das „Grosse Moos“, beides gerade vor dem Hof John Rütshis gelegen. Er wurde nun der Motor hinter den Bestrebungen, auch diese Feuchtgebiete zu „sanieren“, wie man damals sagte. Schon 1922 traf er sich mit fünf benachbarten Landwirten, um ein entsprechendes Projekt in die Wege zu leiten. Das Land versumpfte zusehends, hiess es – besonders, wenn man im Winter noch ein Eisfeld anlegte. Immerhin ist überliefert, dass das Land mindestens auch zum Torfstechen benutzt werden konnte.

Das Vorhaben scheiterte aber vorerst, weil wenige Einzelne dieses fi-

nanziell nicht hätten tragen können und weil man fürchtete, eine Trinkwasserquelle hätte Schaden nehmen können. Rüttschi aber blieb hartnäckig. Im Jahre 1938 wurde die Gründung der Genossenschaft „Drainage im Kirchbühlmoos-Moos und Moosacker“ beschlossen. Die Gemeinde hatte auch auf Drängen Rütshis hin die Strasse (Alter Zürichweg) ausgebaut und die Kanalisation angeschlossen. Damit wurde das zweite Drainage-Projekt möglich. Beteiligt waren die interessierten Landwirte, die wir mit diesem Heft kennen lernen (Seiler, Rüttschi, Schneiter) plus einige weitere Landbesitzer. Die Arbeiten begannen im November 1938 und waren am 15. Dezember gleichen Jahres beendet. Die Kosten beliefen sich auf rund 11'500 Franken, woran etwa 7'000 Franken Subventionen von Kanton und Eidgenossenschaft geleistet wurden. Es waren jeweils 6-18 Arbeiter beschäftigt, darunter Arbeitslose der Gemeinde. Ihr Stundenlohn betrug Fr. 1.10 bis 1.30.



Werkzeug zur Drainage von Torfmooren.

Werkzeug zum Torfstechen →



Schlittschuhe um 1900.



Familie Rüttschi bei der Getreideernte um 1910.



Hof Rüttschi um 1910 mit Eisfeld.

„John“ Rüttschi wohnte in seinen letzten Lebensjahren aus gesundheitlichen Gründen in Urnäsch/AR. Die Umwälzungen in der Landwirtschaft erlebte er nicht mehr. Sein Sohn Johannes (Hans) führte den Hof. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg verschwanden die bis anhin nötigen Dienstleute, die „Knechte“ und „Mägde“, von den Bauernhöfen. Die Mechanisierung veränderte alles. Die Handarbeiten (Pflügen, Mähen, Melken, Säen usw.) wurden von Maschinen übernommen – und wenn trotzdem einmal viele Hände nötig waren, halfen Freunde und Bekannte aus.

Dritte Generation

Schon 1929 übernahm **Johannes Rüttschi**, genannt **„Hans“** (1904-1994), den Hof in Pacht und 1945, nach dem Tod von „John“, ins Eigentum. Auch er war zweimal verheiratet. Die erste Frau, **Frieda Hämmerli** (1904-1939), wurde nach der Geburt ihres Kindes Dora 1934 leider kränzlich und starb früh. Tochter Dora wuchs auf dem Hof auf, später lebte sie bei einer Tante mütterlicherseits bei Lyss BE, besuchte aber oft den Schlieremer Hof. Mit **Bertha Geering** kam nun, mitten im Krieg, eine grosse Persönlichkeit auf den Hof.

Sie stammte von Rütihof bei Höngg. Der Familie wurden zwei Kinder geschenkt: Oskar und Walter.

Eine starke Frau

Von allen Zeitzeugen wird Bertha Geering als eine willensstarke, arbeitssame und überaus tüchtige Frau geschildert. Sie wirkte vielleicht gegen aussen als streng, aber eine gewisse Härte musste sie wohl haben, um ihren Hof und ihre Familie über die schwierigen Jahre des Zweiten Weltkrieges zu bringen, wo die Männer oft im Dienst waren. Sie melkte, arbeitete auf dem Feld, putzte und pflegte



Enkel Oskar Rüttschi *1942 mit selbstgeschneiderter Kleidung.



Die beiden Grosis Rüttschi und Seiler als gute Nachbarinnen auf dem Heimweg.



Johann „Hans“ Rüttschi bei der Apfelernte

noch mit 80 Jahren das Vieh im Stall. Gekleidet in ihrer stolzen Tracht fuhr sie mit dem Leiterwägeli Obst (z.B. Kirschen oder Pflaumen) ins Dorf hinunter und verkaufte die Früchte von Haus zu Haus. (Die Kartoffeln wurden mit Pferd und Wagen ausgeführt.) Ins Bild dieser geselligen Frau passt, dass sie für ärmere Leute eine offene und hilfsbereite Hand hatte; dem Verfasser ist dies mehrmals bestätigt worden. Ihren Kindern gegenüber war sie (Zitat) „herzensgut“. Wenn sie – zu Kriegszeiten – hörte, wie viel Elend es in umliegenden Ländern gab, sah man sie weinen.

Gewiss sind viele Frauen, nicht nur in der Landwirtschaft, solche tragende Pfeiler in einer Familie. Zu dieser Selbständigkeit passte, dass sie zwei Mal ganz allein ihre Schwägerin „Lisi“ (Louise) in Chicago besuchte, das erste Mal in den 70ern wegen Flugangst mit dem Schiff, das zweite Mal dann etwas später doch noch mit dem Flugzeug. Ihr kämpferischer Stolz bewährte sich nochmals in folgender Episode.



Ein seltsamer Landhandel

Wie bei anderen Höfen (Hof 1, Antener; Hof 3, Schneiter; Hof 9, Seiler) brachten die 50er-Jahre viel Unruhe. Der Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg liess erahnen, dass man vor einem grossen Entwicklungsschub stand. Gleichzeitig entstand ein enormer Druck. Einerseits brauchten die Landwirte Geld für die einsetzende Mechanisierung, und andererseits lockte die Bauwirtschaft mit der Suche nach Bauland. Goldgräberstimmung! Man rechnete damit, dass der „Berg“ überbaut werden würde; Architekten und Generalunternehmer heizten die Bodenspekulation an.

In dieser Situation sah es die Gemeinde als ihre Aufgabe an, eine ausreichende Landreserve zu beschaffen für öffentliche Aufgaben. Eigentlich sehr weitsichtig. Nur war das nicht so leicht: Im Falle von Hof 1 (Antener) war die Übung gründlich missglückt, und auch bei Hof 3 (Schneiter) waren die Privaten schneller (und finanzkräftiger) gewesen.



Bertha Rüttschi-Geering bei der Kirschenernte (links) und (rechts) in der Limmattaler Werktagstracht.

So kam es denn zu Gesprächen der Gemeinde mit den Rüttschis, und die Parteien wurden sich einig – vorläufig wenigstens. Johannes „Hans“ Rüttschi war in der Familie der Nachgiebigere. Er sah, dass Pachtland im Tal wegfiel, dass die Scheune dem Zusammenbruch nahe war – und die Gemeinde übte wohl ordentlich Druck aus. Da waren gewiss auch Verlockungen; das Leben wäre doch einfacher nach einem Verkauf! Ähnliches wird Hans von Verwandten gehört haben.

Sehen wir uns den zeitlichen Ablauf an:

1955

Die Verkaufsgespräche werden abgeschlossen, der Kaufvertrag zwischen Joh. „Hans“ Rüttschi und der Gemeinde beurkundet. Das Geschäft beinhaltet den Kauf von etwa 5,6 ha Land, zusammen mit dem Hof. Rüttschi behält ein Pachtrecht auf Lebenszeit. In den Protokollen erscheint zwar etwas verschämt die Notiz, dass Frau **Bertha Rüttschi-Geering** am Schluss immer gesagt habe: „Es wird jetzt eifach nüt verkauft.“ Aber so richtig ernst nimmt man sie offenbar nicht. Am 7. Oktober 1955 stimmt die Gemeindeversammlung dem Kauf ohne Gegenstimme zu; der Kaufpreis beträgt 600'000 Franken.

Man hat die Rechnung aber ohne den Wirt gemacht. In diesem Moment tritt endgültig Berta Rüttschi-Geering, die zweite Ehefrau von Johannes (Hans) Rüttschi (*1904) auf. Die Bäuerin hatte einmal gesagt, dass sie „nicht in einem Haus wohnen wolle, das nicht ihr gehöre“ und kämpft.

Frau Berta Rüttschi-Geering bekräftigt, dass sie auf dem Vorkaufsrecht für ihre Söhne beharre und demzufolge dem Verkauf nicht zustimme. Die Verwendung für öffentliche Aufgaben sei nur ein Deckmantel der Gemeinde.



Myrtha und Oskar Rüttschi-Hofstetter.

1956-58

Es folgt eine gerichtliche Auseinandersetzung mit wechselndem Erfolg: Zunächst stützt das Bezirksgericht den Standpunkt der Klägerin Bertha Rüttschi-Geering, das Obergericht später denjenigen der Gemeinde. Das Kassationsgericht schliesslich verlangt weitere Abklärungen.

1959

Die Zeit ist reif für Verhandlungen, denn der Gang nach Lausanne (Bundesgericht) droht. In Gesprächen findet sich ein Vergleich. Etwa ein Drittel des Landes und die Liegenschaft geht zurück an Familie Rüttschi; der Rest (etwa 3,8 ha) geht an die Gemeinde. Der Preis wird auf 570'000 Franken reduziert, und am 2. Juni 1959 genehmigt die Gemeindeversammlung diesen Kompromiss.

Die Eltern Rüttschi (Johannes „Hans“ und Bertha) verstanden es übrigens, diese ganze, gewiss heikle Diskussion zu führen, ohne dass die Kinder davon Kenntnis erhielten. Der Streit wurde nicht vor ihnen ausgetragen. Oskar Rüttschi erinnert sich an eine gute, liebevolle Jugend.

Der heutige Hof Rüttschi:

Grossbetrieb in vierter und fünfter Generation

Myrtha und Oskar Rüttschi-Hofstetter übernahmen den Hof 1968 in Pacht und 1975 als Eigentümer und konnten ihn erweitern. Oskars Kutschenfahrten für Hochzeiten, Familienfeiern usw. machten die Familie weitherum bekannt. Sohn **Heinz**

Rüttschi, (*1972), eidg. dipl. Meisterlandwirt, folgte ihnen 2006 nach und führt nun den Hof in fünfter Generation, zusammen mit den Eltern, seinem Bruder **Jürg** und in Spitzenzeiten mit seinen vier Töchtern. Die Familie bewirtschaftet insgesamt 45 ha Acker- und Wiesland. Dazu kommen noch 3,3 ha Wald. Die Rüttschis betreiben Milchwirtschaft. Etwa 80 Kühe liefern rund 800'000 Liter Milch pro Jahr. Sie stehen in einem grossen, modernen Laufstall mit Melkstand. Dazu kommt noch Jungvieh zur Aufzucht. Auch Ackerbau wird betrieben: Brotgetreide, Weizen und Raps für die menschliche Ernährung sowie Mais und Zuckerrüben für das Vieh. Etwa 80 % des Futters ist hofeigen; der Mais wird im Silo haltbar gemacht.

Die Philosophie ist, auf dem Betrieb einen möglichst geschlossenen Kreislauf aufrechtzuerhalten. Auf den Äckern und auf dem Wiesland wird das Futter produziert, das den Tieren als Nahrung dient. Auch für den Hofdünger gilt dieser Kreislauf. Rüttschis arbeiten schon seit langem nach den Vorschriften der IP (integrierte Produktion).



Heinz Rüttschi-Bachmann mit den Tieren.

Hof 6 – „Im hinteren Berg“

„Steinbock“ oder „Steinbos“, heutiger Lips-Hof (GVZ Assek. 59; neu 11, 12, 13, 14)

Aus der Hausgeschichte:

- 1835 Jacob Lips-Haug sen. (1802-1889) und Ludwig Bräm erbauen nach dem Grossbrand im Dorf Wohnhaus und Scheune im „hinteren Berg“
- 1865 Der älteste Sohn Caspar Lips-Meyer (*1831) stirbt; er lebte in Stammheim
Jacob Lips-Haug sen. und Ludwig Bräm sind gemeinsam Eigentümer des Hofes
Jacob Lips-Haug sen. errichtet zusätzlich den Hof 9 (später Seiler)
- 1875 Ludwig Bräm scheidet aus. Hans Jakob Lips-Schuepp (1833-1912), älterer Sohn von Jacob Lips-Haug sen., wird ausbezahlt
Der jüngste Sohn Heinrich (1840-1915), verheiratet mit Ida Lips-Greuter geb. Hotz, übernimmt diesen Hof und möglicherweise gleichzeitig den Hof 9 (später Seiler), dort noch unter dem Namen von Jacob Lips-Haug
- 1885 Der greise Jacob Lips-Haug kann einen Konkurs abwenden
- 1902 Heinrich Lips-Greuter kauft nach dem Tode seines Vaters den inzwischen in andere Hände übergegangenen Hof 9 zurück (später Seiler)
- 1914 Seine Tochter Anna heiratet Heinrich Seiler; die beiden übernehmen Hof 9
- 1916 Kaspar Ernst Lips sen. und Frieda Lips-Frei übernehmen den Hof 6
- 1955 Jakob „Schaggi“ Lips und Trudi Hartmann sowie Alfred Lips und Anna Meier übernehmen den Hof gemeinsam
- 1981 Aufgabe des Landwirtschaftsbetriebes
- 2011 Felix Hubmann erwirbt Hof, Sanierung und Umbau

Um die folgenden Zusammenhänge besser aufzeigen zu können, fügen wir auf Seite 61 die Stammtafel der Familie Lips mit den wichtigsten Beteiligten an, verbunden mit der Stammtafel der Familie Seiler.

Die Lips gehören zu einer weitverbreiteten Familie. Ihre Geschichte ist bis ins 17. Jahrhundert zurück bekannt.

Auch der „Schlieremer“ Zweig der Lips auf dem Berg stammt ursprünglich

aus Urdorf. Man nannte sie in alten Dokumenten „Schmiedlis“, im Gegensatz zu den „Friedlis“ aus dem Dorf. Ihr Wort hatte in der Gemeinde Gewicht. Sie gehörten zu Trägern des Vereinslebens (Jodlerclub, Trachtengruppe, Landwirtschaftlicher Verein...)

und waren für ihren Berufsstand fast so etwas wie Galionsfiguren. Mit der Aufgabe des Bauernbetriebes ging eine Tradition über vier Generationen zu Ende.



Hof Lips von Westen, um ca. 1960.



Zwei angesengte Balken vermutlich, vom Brand 1834 stammend.



„Schaggi“ Lips mit seinen Eltern beim Pflügen.

Auch hier: Grund für die Aussiedlung ist ein Grossbrand

Erste Generation:

Jakob Lips-Haug (1802-1889)

Wie bei den Höfen 4 und 5 führt die Gründung zurück zum grossen Dorfbrand von 1834. Ein anderer **Jakob Lips** (ein Verwandter Namensvetter), Sohn von Conrad Lips, war wie einige andere Brandgeschädigte zunächst verdächtig und noch auf dem Brandplatz mit seiner Ehefrau „in Verhaft“ genommen worden, wie es damals hiess. Aber sie alle kamen wieder frei. Zwar lag gemäss Aussage von Statthalter Hans Caspar Zwingli, der mitten in der Nacht auf den Brandplatz geeilt war, eindeutig Brandstiftung vor, aber zu beweisen war niemandem etwas. Der Stillstand (Kirchenpflege) hatte ihnen allen ein (wie Frau Dr. Ursula Fortuna sich ausdrückte) „diplomatisches“ Leumundszeugnis ausgestellt.

So errichteten der Strümpfweber **Ludwig Bräm** und **Jacob Lips-Haug** (1802-1889) ihren neuen Hof „im hinteren Berg“. Frau Dr. Fortuna, die frühere Ortshistorikerin, vermutet, die beiden hätten im „Steinbos“ oder „Steinbock“ ein Stück Land ertauscht. Es kann auch sein, dass sie das Land von der Gemeinde kauften, welche so etwas Kasse machen und erst noch minderwertiges Land abstossen konnte.

Mit der Gründung dieses Aussenhofes wurde Jacob Lips-Haug auch der „Stammvater“ der Familie Lips, von der ein Nachfahre heute noch den Hof bewohnt. Bei der Renovation und dem Umbau des Gebäudes im Jahr 2012 kamen in einem Schlafzimmer unter der Deckenverkleidung noch angebrannte Balken zum Vorschein. Es ist gut möglich, dass diese 1835 als noch brauchbares, kostbares Baumaterial von der Brandstätte heraufgeschafft worden waren.

Merkwürdige Wendung: Jakob Lips-Haug baut einen zweiten Hof

Jakob Lips-Haug muss ein tatkräftiger Bauer gewesen sein, die Aussiedelung brauchte Mut. Zu seiner Familie gehörten insgesamt fünf Kinder, von denen eines früh starb. Das Jahr 1865 wurde zu einer Zäsur, der älteste Sohn **Kaspar Lips-Meyer** starb. Er war vermutlich schon vorher ausbezahlt worden. Sein jüngerer Bruder Jakob wurde Vormund der Kinder des Verstorbenen. Im gleichen Jahr erstellte Jakob Lips-Haug westlich (zwischen dem bisherigen Lips/Bräm-Hof und dem heutigen Rüttschi-Hof) nochmals einen Betrieb. (Siehe Hof 9).

Sehr erstaunlich – Jakob Lips-Haug war damals doch schon 62 Jahre alt! Wie weit sich die Familie dabei „überlupfte“, wissen wir nicht. Vater Jakob und die beiden anderen Söhne

Hans Jakob Lips-Schuep und **Heinrich Lips-Greuter** betrieben wohl die beiden Höfe gemeinsam bis 1874, als Hans Jakob (n.b. mit einem Darlehen der Gemeinde) ausbezahlt wurde. Im gleichen Jahr war die Familie Bräm (Mitbeteiligte am Bau anno 1834) ausgeschieden; auch ihr Anteil musste wohl ausbezahlt werden.

Kritische Phase um 1885:

Der Konkurs droht

Bargeld war überall rar, auch wenn eine Familie wie die Lips mit Mühe und Not zwei Betriebe führte. Dem greisen Vater Jakob Lips-Haug drohte 1885 der Konkurs. Es tauchten eine Anzahl Schuldbriefe auf, von Privaten und von der Zürcher Kantonalbank. Vielleicht hatte er sich übernommen, die Übersicht verloren und konnte nicht „loslassen“. Hinzu kamen die landwirtschaftlichen Missjahre 1884/85, auf die sogar Landschreiber Adolf Epprecht in einem andern Zusammenhang bekümmert hinwies. Vater Lips war „in Kost“ bei seinem Sohn Heinrich (für 10 Franken pro Monat). Der Konkurs konnte im allerletzten Moment aber abgewendet werden. Die Geldgeber wurden beschwichtigt: „Die Gläubiger sind einverstanden, und Lips hat bereits ein Alter von 84 Jahren erreicht“. Die Lips werden, wie alle andern Landwirte, froh gewesen sein um die Kreditmöglichkeit bei der Kantonalbank; siehe Kapitel 5 „Die Geldwirtschaft und die Kreditklemme“, Seite 8.

Ein kleines Beispiel für die Armut: Im Konkursverfahren Lips tauchte als ganze „Fahrhabe“ nur gerade Folgendes auf:

ein alter Tisch	0.50
ein altes Büffet	2.00
ein alter Kasten	1.50
zwei alte Stühle	<u>0.40</u>
Wert	4.40

Wahrlich armselige Verhältnisse!

Zweite Generation:

Heinrich Lips-Greuter geb. Hotz (1840-1915) mit Ehefrau Ida (1855-1923)

Heinrich Lips-Greuter, der jüngste Sohn von Jakob, übernahm gemäss den Akten der Gebäudeversicherung den Hof um 1875. Wie geschildert, gerieten die Lips in finanzielle Nöte. Nach dem Beinahe-Konkurs 1885 gelang es Heinrich Lips-Greuter offenbar, den eigenen Betrieb wieder in stabiles Fahrwasser zu bringen. Nicht nur das: Den von seinem Vater 1865 erbauten Nachbarhof (Hof 9), der 1895 in andere Hände übergegangen war, kaufte er im Jahr 1902 zurück. Zwölf Jahre später überschrieb er ihn seiner Tochter Anna und deren Ehemann Heinrich Seiler. Gemäss einer mündlichen Quelle war Heinrich mit seiner Tochter sehr verbunden.

Heinrich und Ida Greuter geb. Hotz hatten 11 Kinder, von denen vier kurz nach der Geburt starben. Der Hof wurde wohl um 1916, nach dem Tod des Vaters, wiederum vom jüngsten Sohn, Kaspar Ernst Lips übernommen.

Dritte Generation:

Kaspar Ernst Lips und Frieda Frei

Ernst (1888-1956) war ein eher ruhiger Mann, Landwirt durch und durch. Er musste zwei Weltkriege durchmachen; auch für die Landwirtschaft schwierige Zeiten. Er war politisch interessiert und gehörte zu den Gründungsmitgliedern der BGB (Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei; heute



Ernst und Frieda Lips-Frei, Alfred und Anna Lips-Meier mit Ursula, Trudi und Schaggi Lips-Hartmann mit Ruth.

SVP). Zu seinen Lieblingsbeschäftigungen im Winter gehörte das Holzen – sei es im eigenen Wald oder auch im „Gmeinwerk“ der Holzkorporation, wo er sich mit anderen Bauern aus dem Dorf traf.

Frieda Frei (1889-1955) stammte aus Regensdorf, soweit bekannt aus einer Handwerkerfamilie. Sie war eine kleine, tüchtige, gesellige und arbeitsame Person. Zu ihren Leidenschaften gehörte das Singen im Frauen- und Töchterchor; daneben machte sie (wie sich das für eine Bäuerin damals gehörte), aktiv in der Trachtengruppe mit. Klar, dass sie jeweils zu Fuss zu

den Proben ins Dorf ging! Ihr lagen die Arbeiten im Freien besser als die Besorgung des Haushaltes, den sie aber – so nebenbei – auch in bester Ordnung hielt. Die Finanzen der Familie hatte sie fest im Griff und führte auch das Kassenbuch.

Der Hof wurde „nach alter Väter Sitte“ betrieben. Man hielt ein Pferd für die Arbeit auf dem Feld, etwas Vieh (einige Milchkühe, Rinder und Kälber) und daneben Hühner, zeitweise Enten und zwei Schweine, welche jeweils im Herbst geschlachtet wurden. Als Zugtiere wurden auch Kühe und der Stier eingesetzt; die Me-



Schaggi mit seinen Eltern Frieda und Ernst beim Garben Binden.



Ernst Lips-Frei und Sohn Alfred Lips-Meier beim Pflügen.



Heuet mit vielen Helfern, ca. 1920, noch vor der Zeit der Heuballen.



Schaggi und Trudi Lips-Hartmann mit den Kindern Trudi, Ruth und Elsbeth.

chanisierung erfolgte erst so richtig ab 1960. Es gab zwar kein „Hoflädeli“, aber viele Hofprodukte wurden direkt vermarktet, vor allem an Kundschaft aus dem damals noch ländlichen Altstetten. Knechte oder Mägde gab es auf dem Hof nicht; man hätte sie sich auch nicht leisten können. Ausgeholfen haben – wenn „Not am Mann“ war – Freunde, Verwandte oder Bekannte, welche mit Produkten vom Hof entschädigt wurden.

Vierte Generation:

Jakob „Schaggi“ Lips und Trudi Hartmann; Alfred Lips und Anna Meier
Ernst und Frieda Lips-Frei hatten drei Kinder: Ernst (1915-1988), Jakob („Schaggi“, 1917-2001) und Alfred (1921-2010). Ernst, dem ältesten, sagte das Bauern offenbar nicht besonders zu; er wählte einen anderen Weg und zog vom Hof weg.

Die Brüder Jakob und Alfred blieben auf dem Hof und bewirtschafteten ihn gemeinsam, zusammen mit den Eltern. Jakob „Schaggi“ Lips besuchte die Sekundarschule und später die Landwirtschaftliche Schule Strickhof. Über seine Pläne, die Kriegszeit und den späteren Lebensweg berichtet **Jakob „Schaggi“ Lips** auf Seite 38.

Er heiratete 1943 **Trudi Hartmann** (1922-1971) von Schinznach-Dorf AG, ihres Zeichens ausgebildete Bäuerin

von einem Weinbauernhof. Er hatte sie während seines Militärdienstes kennengelernt. Eine hübsche Episode erzählt, dass Trudis Vater die Liebschaft seiner Tochter mit dem Zürcher Unteroffizier nicht so ganz geheuer war. Er sei dann nach Schlieren gereist, um sich über die Familie Lips zu erkundigen. Die Auskunft „es seien rechte Leute“ schien ihn dann beruhigt zu haben. „Schaggi“ selbst sagte später immer, seine Frau sei eine bessere Bäuerin gewesen als er selbst. „Seine“ Domäne waren eher die Tiere; seinem Bruder Alfred lagen die Maschinen. Es wird nicht leicht gewesen sein für die junge Frau, unter dem gleichen Dach mit Schwiegereltern und Schwager zu leben. Aber Trudi war eine Frohnatur, ihre Schwiegermutter nahm sie mit in die Trachtengruppe. Der Familie wurden vier Kinder geschenkt: Das erste (Jakob) war behindert und hatte nur wenige Wochen zu leben; ein schwerer Schlag für die Eltern. Ihm folgten Gertrud, Ruth und Elsbeth. Eines davon (Trudi Hubmann-Lips) erzählt von ihren Erinnerungen in der Kinderzeit, siehe Seiten 39 und 40.

Alfred Lips heiratete 1947 **Anna Meier** (1926-2018) aus Altstetten. Sie war zu ledigen Zeiten Verkäuferin in einem Lebensmittelladen. Auch Anna zog auf den „Berg“. Anfänglich mit dem Bauernleben nicht so vertraut,

arbeitete sie vornehmlich in Haushalt und Küche, während sich Grossmutter Frieda und Trudi auf dem Feld, im Garten und mit den Tieren beschäftigten. Auch Anna wurde Mitglied der Trachtengruppe.

Offenbar schafften es die drei Frauen, eine für alle zufriedenstellende Aufteilung der vielen Arbeit zu finden. Ganz ohne Reibungen wird das wohl kaum gegangen sein. Als dann auch der zweiten Lips-Familie zwei Kinder geschenkt wurden (Ursula und Erika), mussten Räume geschaffen werden. Ende der 50er-Jahre wurde neben der Räucherammer im Dachboden ein zusätzliches Zimmer eingerichtet. Bis zur Mitte der 50er-Jahre lebten und arbeiteten also drei Generationen, insgesamt 11 Personen, unter einem Dach – ein Mehrgenerationenhaus „avant la lettre“. Sie teilten Stube, Küche, WC und Waschhaus. Das war in bäuerlicher Umgebung eigentlich ganz normal. Mit dem Tod der Grosseltern Kaspar Ernst und Frieda (1955/56) ging der Hof auf die „Einfache Gesellschaft Jakob und Alfred Lips“ über.

Die Bergfeste

Vielen noch in guter Erinnerung sind die Bergfeste beim Lips – Hof. „Schaggi“ Lips hatte grosse Freude am Singen und gründete mit Gleichgesinnten in den 50er-Jahren den



Schaggi auf Urlaub vom Aktivdienst, mit Trudi Lips-Hartmann.



Alfred und Anna Lips-Meier ca. 2010.



Bergfest mit Harmonie ca. 1980.

Jodlerclub Schlieren. Wie jeder Verein suchte auch dieser nach Möglichkeiten, die Kasse aufzubessern. So kam in den 60er-Jahren die Idee auf, auf dem Schlierenberg ein Wiesenfest zu veranstalten. Es gab eine gemauerte Kegelbahn, eine Schiessbude für Luftgewehre, eine als Abstellplatz getarnete Tanzbühne und ein kleines Festzelt. Gefeierte wurde mit befreundeten Kapellen und Formationen. Das halbe Dorf pilgerte auf den Schlierenberg.

Der Aufwand war riesig: Zum Einrichten und Abräumen des Festgeländes war der ganze Jodlerclub jeweils im Einsatz. Dessen Mitglieder wurden aber auch älter. Die Organisation von Personal, von Ständen und von Speis und Trank wurden immer schwieriger. Im Jahr 2000 fand der Anlass zum letzten Mal statt.

Schicksalsschläge und Betriebsaufgabe

1971 wurde zu einem Schicksalsjahr: Trudi Lips-Hartmann starb, eine vormals lebensfrohe und bodenständige Bauersfrau. Es war eine traurige, schwere und lange Leidenszeit mit viel Anteilnahme aus dem Dorf. Auf dem Bauernbetrieb musste es weitergehen; Tochter Ruth blieb eine Zeitlang zu Hause und dank dem Einsatz aller wurde die Situation gemeistert. Im Lauf der Zeit wurde aber klar, dass keines der fünf Mädchen die Nachfol-

ge auf dem Hof antreten würde. Die Gemeinde Schlieren hatte (wie es in diesem Heft mehrmals zur Sprache kam) die Absicht, ihren Grundbesitz im Berg zu vergrössern, um die dauernde Freihaltung sicherzustellen. So wurden Verhandlungen aufgenommen, und 1972 verkauften die Gebrüder Lips der Gemeinde insgesamt gut 4 ha Land. Das Geschäft wurde an der Gemeindeversammlung vom 26. Juni 1972 gutgeheissen. In der behördlichen Weisung hiess es u.a.:

„Dieser Landkauf im ungewöhnlich grossen Ausmass von über 4 Hektaren bedeutet eine sehr wertvolle Ergänzung der Landreserve der öffentlichen Hand im Schlieremer Berg. Damit wird die Gemeinde die künftige Planung in diesem für die Erholung wichtigen Gebiet entscheidend beeinflussen können.“

1981 erfolgte die Betriebsaufgabe. „Schaggi“, Alfred und Anna Lips fassten den für sie nicht einfachen Entscheid, mit dem Bauern aufzuhören. Nachdem auf dem Hof seit 1834 Tiere gehalten worden waren, schritt man zum Verkauf der Kühe und Rinder – für alle eine schwierige Phase. Das gepachtete Land ging an die Eigentümer zurück; die eigenen Grundstücke überliess man den Nachbarn Seiler und Rütschi zur Pacht. Geräte und Maschinen fanden nach und nach neue Besitzer.

Für die drei „Jung-Senioren“ wurde das Leben einfacher: Es blieben Haushalt, Hof und Garten sowie die Hühner und einige Ämter. Dafür genossen sie nun grössere und kleinere Reisen und die Besuche der Kinder und Enkel. Nach dem unerwarteten Tod von Schaggi 2001 konnten sich Anna und Alfred Lips mit Hilfe und Unterstützung ihrer Tochter Erika und der Nichte Trudi noch allein auf dem Hof einrichten. Nach dem Hinschied ihres Mannes Alfred Ende 2010 blieb Anna Lips-Meier als letzte der älteren Generation noch über den Winter 2011 im grossen Haus. Sie war aber schliesslich glücklich über den Umzug in eine Alterswohnung im „Mühleacker“.

Das Hofgebäude wurde 2011 von **Felix Hubmann** erworben. Er ist Enkel von Schaggi Lips und Sohn von Trudi Hubmann-Lips. Der neue Eigentümer liess das Haus sanft renovieren und umbauen. Seit 2014 wohnt er nun in 6. Generation an der früheren Adresse seines Grossvaters.

Jakob „Schaggi“ Lips (1917-2001) erzählt von den Umständen zur Zeit des Zweiten Weltkrieges



Jakob „Schaggi“ Lips-Hartmann

Im Rahmen des Projekts „Archimob“ wurden 1998 rund 500 Zeitzeuginnen und Zeitzeugen über ihr Leben im Zweiten Weltkrieg befragt. Schaggi Lips wurde am 21. Dezember 1998 interviewt.

„Schaggi“ Lips, wie er von allen Schlierern genannt wurde, war eine besondere Persönlichkeit. Er liess sich im „Strickhof“ zum Bauern ausbilden und blieb nicht nur als engagierter Berufsmann in Erinnerung. Wer ihn kannte, lernte einen besonnenen, tatkräftigen und umsichtigen Menschen kennen. Er übernahm gern Verantwortung, auch für die ihm Anvertrauten. Schaggi galt als sehr umgänglich, freundlich und hilfsbereit.

Wie viele seiner Berufskollegen war er im Zweiten Weltkrieg Wachtmeister bei der Artillerie und trug als solcher eine grosse Verantwortung für Tiere und Gerätschaften, aber auch für den Einsatzwillen seiner Mannschaft.

Eigentlich hätte sich Schaggi als junger Mann vorgestellt, er wolle einmal ins Ausland gehen und später eine buchhalterische Tätigkeit übernehmen, vielleicht in einer Landwirtschaftlichen Genossenschaft. Aber es ging ihm wie so vielen: Er hatte zuerst in die Rekrutenschule einzurücken, die er 1937 absolvierte. Nach-

her folgte die Unteroffiziersschule, und nach dem „Abverdienen“ (das ist die Dienstzeit nach dem Erreichen eines Dienstgrades) hatte er am 2. September 1939 in den Aktivdienst einzurücken – Generalmobilmachung. Dann blieb er 1 1/2 Jahre in Schinznach AG ununterbrochen im Einsatz. Die Ausland-Pläne fielen dahin.

Lips war in der Feldartillerie eingeteilt. Die 7,5 cm-Kanonen wurden mit Pferden 6-spännig gezogen, die Munitionswagen (Caissons) 4-spännig. Ein Zug hatte zwei Geschütze und vier Caissons, 30 Pferde und 15 Mann. Die Pferde mussten in geeigneten Stallungen untergebracht, gefüttert und betreut werden. Als Vorgesetzter führte er Soldaten, von denen die meisten älter waren als er selber. Alles Bauernsöhne; die konnte man nicht einfach mit Kommandos herumdirigieren, aber dafür waren sie selbständig und ans Arbeiten gewöhnt. Die Männer waren stolz, hatten sie doch ihre Erfahrungen im Umgang mit den Pferden in den Dienst mitgenommen. Auf dem eigenen Hof zu Hause musste die Feldarbeit von den Zurückgebliebenen, inzwischen mit den Kühen als Zugtiere, besorgt werden, denn die Pferde waren auch im Dienst. Traktoren gab es noch keine. Man hätte auch keinen Treibstoff gehabt.

Das Zusammenleben im Dienst über so eine lange Zeit war nicht einfach; jeder hatte einen Betrieb und seine Gedanken zu Hause. „Wenn man anderthalb Jahre zusammenleben muss, stellt das Anforderungen.“ Lips musste gewiss auch Diplomat sein und mit „Gespür“ die passenden Leute gemeinsam einsetzen. Er erinnert sich, dass er Leute aus dem Knonauser Amt und aus dem Rafzerfeld nicht gut gemeinsam einteilen konnte. Zu den Offizieren war das Verhältnis „in Ordnung“, die waren ja angewiesen auf ihre Leute. „Die Kameradschaft

war wichtig“. Für den Urlaub waren diejenigen zu berücksichtigen, die es am meisten nötig hatten, weil zu Hause vielleicht nur noch die Mutter oder die Ehefrau war, die die Arbeit zu besorgen hatte. „Das Alleinsein belastet am meisten“, darum war Lips froh, dass die Bauern in Uniform den Bauern im Dorf helfen konnten.

Zu Hause waren auf dem Hof Lips im Schlierenberg noch Vater Ernst, Mutter Frieda und der jüngere Bruder Alfred, was alles etwas leichter machte. Aber man spürte die Folgen der Anbauschlacht (es war vorgeschrieben, wie viel Acker zu bebauen war) und auch die Rationierung. Als Selbstversorger kam man gut „über die Runden“ – Dörrobst, Gemüse aus dem Garten, in Dosen abgefülltes Fleisch half. Die Rationierung galt für alle, sie führte dazu, dass auch an Lips' Hochzeit zur Kriegszeit 1943 für das Mittagessen Mahlzeiten-Coupons abzurechnen waren. (Lips hatte seine Frau im Aktivdienst kennengelernt). „Wir Bauern hatten nie so viele Freunde wie in jener Zeit“, schmunzelt er – und denkt an Anfragen wie „Hättest Du nicht ein wenig Speck oder ein paar Eier?“

Fast noch schwieriger war die zweite Mobilmachung im Mai 1940. Lips musste am Morgen um 01:00 Uhr den Leuten telefonieren, sie hätten sofort wieder einzurücken. „Da hat man manches an Flüchen gehört“ – und man war nicht mehr sicher, dass man vom Kriegsgeschehen verschont bliebe.

Im Rückblick, nach 46 Jahren Arbeit in der gleichen Familie, ärgert sich Schaggi über verlorene Gewohnheiten. „Viele Familien essen heute nicht mehr zusammen am gleichen Tisch. Das geht doch einfach nicht!“ Er vermisst das Gemeinschaftsgefühl und die auf selbstverständliche Art geleistete gegenseitige Hilfe.

Trudi Hubmann-Lips berichtet vom Alltag und von ihrer Kinderzeit im Berg Schlieren



Trudi Hubmann-Lips

Trudi Hubmann-Lips (*1946) wuchs auf dem Lips-Hof auf. Ein Mehrgenerationen-Haus (mit Grossvater und Grossmutter), wie das in bäuerlichen Kreisen nicht ungewöhnlich war. Aber es wohnten auch die beiden Brüder Jakob („Schaggi“) und Alfred mit ihren Ehefrauen Trudi und Anna und zusammen fünf Kindern unter dem gleichen Dach. Bis zum Ableben der Grosseltern sassen elf Familienangehörige am Tisch. Die Platzverhältnisse, sagt Trudi Hubmann, waren „nicht üppig“, aber alle fanden ihren Platz und auch immer wieder einen Rückzugsort. Zusammenrücken, Familiensinn und auch wirtschaftliche Gründe halfen. Für die Kinder gab es keine Einzelzimmer. „Man hat uns Kinder früh gelehrt, dass Zusammenhalt und gegenseitiges Helfen wichtig sind.“

Der Tagesablauf war bestimmt durch die Jahreszeiten und die zu erledigenden Arbeiten: Kaum Routine, (fast) jeden Tag etwas anderes. Die Besorgung des Stalls am Morgen war klare Männersache, um 6 Uhr früh begann das Melken und Füttern der Tiere. Die Frauen bereiteten das Frühstück auf etwa 7 Uhr vor; dann gingen die Kinder zur Schule, und um 12 Uhr traf man sich wieder am Mittagstisch. Für die Erwachsenen folgte eine halbe Stunde Mittags-

ruhe; etwa zwischen 16.30 und 17.00 Uhr gab es nach der Nachmittags-Arbeit einen kleinen Znacht. Auf die Männer wartete nun wieder die Stallarbeit, eine Melkmaschine kam erst in den 70er-Jahren in den Betrieb. Vor dem Schlafengehen folgte ein kleiner Znüni – etwas Wurst oder Speck und Brot. Gegessen wurde am grossen Tisch in der Hauptstube, wo jedes Familienmitglied seinen Platz hatte.

Die Heu- und Emdernte war eine der wichtigsten Aufgaben. Sehr streng und arbeitsintensiv! Grossvater Ernst und seine Söhne mähten die Wiesen (alles von Hand!), das Gras wurde mit der Gabel verzettelt und gewendet, nach der Trocknung auf das Pferdefuhrwerk geladen, im Tenn auf den Heustock gezogen und gut verteilt. Nur trockenes Heu durfte eingelagert werden, sonst hätte sich wegen der Gärprozesse ein Schmelbrand entzünden können. Später erleichterte ein vom Pferd gezogener Balkenmäher die Arbeit, dann ein Rapid-Motormäher. Ähnlich verlief die Getreideernte: Die von Hand gemähten Garben wurden zu Puppen aufgestellt

Auch die Kinder hatten ihre Aufgaben und Arbeiten zu erledigen. Trudi erinnert sich, wie sie – mit dem Lesebuch in der Hand unter einem Obstbaum – die Kühe zu hüten hatte. Im Herbst gehörte das Obstauflernen für die Mostpresse zu den Kinderarbeiten, selbstverständlich waren die Hilfe im Haushalt und die Arbeiten im Gemüsegarten. Im Winter war der Baumschnitt aufzulesen.

Washtag war einmal im Monat – eine grosse Arbeit: Einweichen am Vortag, Holzofen einheizen für genügend heisses Wasser; waschen, spülen und auswringen, alles von Hand. Die Männer hatten nun die Wäscheseile zum Aufhängen zwischen

den Obstbäumen gespannt. Eine Waschmaschine kam erst spät in den 60er-Jahren dazu. Zum Frühlingsputz gehörte das Sonnen von Matratzen, Decken und Teppichen. Alles wurde hinausgetragen, ausgeklopft und möglichst lange an der Sonne belassen. Gleichzeitig wurden die Vorfenster im Estrich verstaut, bis sie im Herbst wieder eingehängt wurden.

Die Erwachsenen im Grosshaushalt waren eigentlich alle Generalisten, aber sie hatten ihre Vorlieben und besonderen Fähigkeiten. Grossvater Ernst war der geborene Bauer, ihm lagen die Arbeiten im Feld und Stall und das Holzen im Winter am Herzen. Grosi Frieda Lips-Frei war auch am liebsten draussen tätig und besorgte die Finanzen der Familie.

Schaggi übernahm später von ihr das Finanzielle, plante den Anbau und pflegte einen guten Umgang mit den Tieren. Onkel Alfred war im technischen Bereich „zu Hause“: Ihm lagen die Maschinen und Geräte. Mutter Trudi Lips-Hartmann war Bäuerin durch und durch; sie verstand sich gut mit den Tieren und hatte im Garten den berühmten „Grünen Daumen“. Annas Welt wiederum waren Küche und Haushalt.

Die Lips waren weitgehend Selbstversorger. Bargeld war nie im Überfluss vorhanden. Das Brot wurde am Freitag selbst gebacken, nachdem der Teig über die Nacht in der Mulde auf der Ofenbank hatte aufgehen können. Mit der Restwärme wurden Wähen gebacken. Kartoffeln kamen oft auf den Teller, und eingelagertes Obst hatte man bis weit in den Winter hinein. Gemüse und Salat kamen aus dem Garten. Früchte (Äpfel, Birnen, Zwetschgen, Bohnen usw.) wurden nach der Ernte sterilisiert oder gedörrt. Als Milchlieferant musste eine bestimmte Menge wieder abgenommen werden, z.B. als



Schaggi und
Trudi Lips-Hart-
mann ca. 1965.

Im Dezember kam der Störmetzger, welcher die Schweine auf dem Hof schlachtete. Praktisch jedes Stück fand eine Verwendung; was nicht rasch verzehrt wurde, kochte man als Braten und Voressen und konservierte es in Metalldosen. Würste, Speck, Schinken und andere geeignete Stücke kamen in das Rauchkammerli im Estrich.

Wer das alles so liest, sieht vor sich das ganze Jahr vorüberziehen – und immer war etwas zu tun. Aber es gab auch die schönen Zeiten: Etwa die Rückkehr der Schwalben, die vor Freude springenden Kühe beim ersten „Ausgang“ des Viehs auf die Frühlingsweide oder glückliche Geburten im Stall. Besuche im Dorf oder in der Badi waren selten: Der Weg war weit. Aber auf dem „Berg“ war es ja auch schön! Jede Familie machte mindestens einmal jährlich einen Ausflug – etwa auf den Bürgenstock, zum Rheinflall oder in die Aareschlucht. Und bei gutem Sonntagswetter gab es ab und zu auch einmal eine Fahrt in die nähere Umgebung mit der kleinen Pferdekutsche, genannt Break.

Käse. Zur Aufbesserung der Finanzen dienten gewisse Zusatzeinnahmen: „Schaggi“ arbeitete während der Wintermonate einige Jahre in einem Baugeschäft. Auch amtierte er lange Jahre als Zuchtbuchführer für die Braunvieh-Rasse. Bis

die künstliche Besamung Einzug hielt, lebte auf dem Hof der Muni der Zuchtstierkorporation Schlieren. Alfred ging ins „Gmeinwerk“ der Holzkorporation. Mutter Trudi oblag die Proben-Entnahme bei der Milchkontrolle.



Mähen war eine Arbeit für viele Hände.



*Ernst Lips mit gemischtem
Gespann.*

Hof 7 – „Im Hübler“ Pestalozziweg 12

familienintern auch „oberen Hübler“ genannt (GVZ Assek. 71, später 2)

Aus der Hausgeschichte:

1845	Kaspar und sein Sohn Ludwig Hollenweger: Wohnhaus, Scheune
1857	Ludwig Hollenweger
1873	Jakob Hollenweger jünger
1875	Joh. <u>Jakob</u> Meier, Küfers, vh. mit Regula Hug, Schulverwalters (damit gehören beide Höfe 4 und 7 Jakob Meier)
1885	Heinrich <u>Theodor</u> Haller und Emilie Lips
1919	Hans-Rudolf Haller sen. mit Bertha Brunner
1955	Hans-Rudolf Haller jun. mit Hanna Gubler
2008	abgebrochen

Um die folgenden Zusammenhänge besser aufzeigen zu können, fügen wir auf Seite 59 die Stammtafel der Familie Haller an.

Das ursprüngliche Gebäude mit der markanten Riegelfront auf der Nord- und Ostseite war nicht besonders gross (216 m³). Erst mit dem grossen Ausbau 1928 wurde aus dem Hof ein stattliches Ensemble, auch „oberer“ oder „grosser Hübler“ genannt. (Siehe auch Seite 44). Wenn man von der Zürcherstrasse her kam, begrüsst der Hof einen unmittelbar vor dem Tunnel der Bahnlinie Altstetten-Urdorf.

Von der Gründerfamilie, Vater **Kaspar** und Sohn **Ludwig Hollenweger**, wissen wir nicht viel. Mehrmals musste sie beim Armengut einen Kredit verlangen. Nach der Übergabe des Hofes an den Sohn **Jakob Hollenweger** behielt der Vater das lebenslängliche Wohnrecht („in der Kammer über der Küche“), obwohl er mindestens zeitweise bei seiner Tochter in Solothurn lebte. Diese hatte sich 1874 beim Gemeinderat Schlieren beklagt,

der Vater habe „mit einer Weibsperson Bekanntschaft gemacht und verschwende viel“.

Nun gehörten **Joh. Jakob Meier, Küfers**, also die Höfe 4 (seit 1868) und 7 (seit 1875). Aber: Die Meier-Küfers waren von Haus aus nicht begütert und nun hoffnungslos überschuldet. Wie beim Hof 4 erwähnt, hatten Jakob und **Regula Meier-Hug** elf Kinder, von denen fünf früh starben. Zwei von Meiers Schwestern waren schon 1866 mit ihren Verlobten nach Kalifornien ausgewandert.

Die beiden Höfe waren zwar arrondiert, aber wie **Hans-Ruedi Haller** (*1956) meint, für so eine vielköpfige Verwandtschaft „zu wenig zum Leben zu viel zum Sterben“. Zudem waren die 1870er-Jahre geprägt von Missernten, Frost, Hagel, Überschwemmungen und Dauerregen, so dass sogar der Gemeinderat Schlierens 1882 beim hohen Regierungsrat darum bat, „bei der Vertheilung der (im Kanton, der Verf.) erhobenen Liebessteuer berücksichtigt zu werden“.



Haller-Hof am
Pestalozzi-Weg um
ca. 1960.

Aus der „Familiensaga“ der Haller



Heinrich Theodor Haller und seine neun Kinder um ca. 1916.

Reihe hinten: Theodor, Albert, Hch. Theodor, Hansrudolf, Arnold, Reihe vorne: Emilie, Mina, Frieda, Hulda und Anna

Als die Familie Haller sich um 1883 in Schlieren niederliess, ging in Albisrieden eine 600-jährige Tradition dem Ende entgegen. Es gab (und gibt) dort mehrere einflussreiche Haller-Familienstämme. Diejenigen der „mittleren Haller“ (oder „Haller-Weibels“) hatten in einem wunderschönen, aber damals heruntergekommenen Fachwerkhaus im alten Dorfkern von Albisrieden gelebt.

Kurz nach dem Tod von Vater **Heinrich Theodor Haller** (1814-1879) starb auch seine Frau, **Maria Magdalena Haller-Wirth** (1810-1881). Damit stand ein Umbruch in der Familie an: Sohn **Heinrich Theodor** und **Emilie geb. Lips** (Becken-Lips, Niederurdorf) hatten 1881 geheiratet. Sie wohnten nach dem Tod ihrer Mutter vorläufig weiterhin im Elternhaus in Albisrieden, und

zwar in gemeinsamer, ungeteilter Haushaltung, wie das damals üblich war. Im Februar 1882 zahlte Theodor seine Schwester Wilhelmina („Mina“) aus, nahm sie aber später mit nach Schlieren. Mit seinem jüngeren Bruder, dem „Conducteur“ (Nordostbahn-Angestellter) **Heinrich Haller-Wolfensberger** verstand er sich nicht gut. Auf Rat seiner Schwiegermutter nahm Theodor nun Kontakt auf mit dem völlig überschuldeten Cousin Jacob Meier „Küfers“ im „Hübler“ in Schlieren. Die beiden wurden einig, Theodor liess sich von Heinrich 1882 im elterlichen Hof auskaufen, überliess ihm diesen und übernahm die zwei Höfe von Jacob Meier in Schlieren, bei uns Höfe 4 und 7.

Der verarmte Jacob Meier wanderte 1884 mit seiner ganzen Verwandt-

schaft aus nach Argentinien, zusammen mit unzähligen anderen verarmten Landleuten.

So zog Heinrich Theodor Haller im August 1883 nach Schlieren. Aus Sicht der doch sehr bescheidenen Schlieremer Bevölkerung mögen die Hallers zwar als „wohlhabend“ erschienen sein. Das waren sie aber nicht. Sie waren eine gewöhnliche Bauernfamilie, die nur dank harter Arbeit über die Runden kam. Seine Schwester Wilhelmina („Mina“) zum Beispiel hatte in jungen Jahren eine Zeitlang als Seidenwinderin gearbeitet, wohl auf dem Hof von Wettstein/Pfenninger (Hof 8, siehe dort). Theodor arbeitete um 1870 auch auf der Geleisebaustelle der neuen Üetlibergbahn.

Heinrich Theodor Haller (1849-1937) ist in Erinnerung geblieben als energische Persönlichkeit, sehr gerechtigkeitsliebender, fürsorglicher Vater, Anlaufstelle für alle Probleme. Seiner späteren Frau Emilie Lips schrieb er 1880, in sorgfältiger Current-Schrift, sehr gefühlvoll: „Du kannst nicht begreifen, wie ich lange Zeit nach dir habe, seit du einige Zeit bei uns warst, täglich, stündlich, wachend und im Traum.“ (Siehe Seite 24). Er hatte auch heilpraktisches Alltagswissen, konnte Warzen behandeln und sogar Wespen bannen. Er hatte ein weiches Herz, wurde im Alter dann „grummelig“. Emilie war eine sehr selbständige Frau. Fortschrittlich hatten die beiden untereinander Gütertrennung vereinbart. Emilie, für ihre Zeit sehr emanzipiert, war mit Leib und Seele Marktfahrerin und ging durchaus auch einmal allein als Frau in eine Wirtschaft. Die beiden hatten insgesamt neun Kinder.

Ein paar Jahre später, 1894, verkaufte der Bruder **Heinrich Haller** (1854-1914) mit seiner Frau **Ida geb. Wolfensberger** den elterlichen Hof in Albisrieden und erwarb den Hof „Limmatblick“ (Hof 3, siehe Seite 18) in Schlieren, also in der Nachbarschaft Theodors. Sein Sohn **Emil Haller** (1884-1973) übernahm 1915 das Gehöft mit seiner Frau **Olga Schenkel** und blieb bis 1920. Während etwa 25 Jahren war also ein grosser Teil des „Berges“ sozusagen Haller-Gebiet. Der Stammsitz der Haller in Albisrieden steht heute noch, gehört der Stadt Zürich und ist zum Ortsmuseum von Albisrieden geworden.

Von der nächsten Generation ist in Schlieren wohl **Hans-Rudolf Haller sen.** (1889-1984), genannt „Ruedi“, mit seiner Frau **Bertha geb. Brunner** in Erinnerung geblieben. Sein

Vater hatte ihn als den Geeignets-ten, den Umgänglichsten und Tüchtigsten für die Nachfolge gesehen und ihm den Hof am 15. März 1919 übergeben. Er war ein Original, ein guter Sänger und Unterhalter, sehr humorvoll; als leidenschaftlicher Marktfahrer beliebt bei seiner Kundschaft in der Stadt. Als Bauer ein Krampfer, mit dem kaum jemand Schritt halten konnte. Er stieg noch mit 88 Jahren zuoberst auf 12-met- trige Leitern, um Kirschen und Bir- nen von den Hochstamm-Bäumen zu pflücken. Mit sich selbst streng, war er grosszügig zu den Familien- Angehörigen. Er konnte aber durch- aus scharf reagieren, wenn er ein Unrecht wahrnahm. (Das hat wohl dazu beigetragen, dass Schriftsteller Arthur Honegger, damals Zögling in der Pestalozzi-Stiftung, aus seiner Sicht von einem schweren Jahr auf dem Haller-Hof erzählte. Dichtung und Wahrheit...)

In letzter Generation übernahm **Hans-Rudolf Haller jun.** (1925-2010), genannt „Hansruedi“, mit sei- ner Frau **Hanna Gubler** 1955 den Hof. Sie war gelernte Operations- schwester und hätte sich eigentlich nicht träumen lassen, einen Bauern zu heiraten. Aber auch sie war eine „Krampferin“ und trug Sorge zu al- lem im Haushalt. Ihre Bescheiden- heit und Fürsorglichkeit mögen ihr die Umstellung auf dieses ganz an- dere Wirkungsfeld erleichtert haben. Hansruedi war ein sehr geselliger Mensch. Er sah sich selbst als Fuhr- unternehmer und Agrarhändler.

Er nahm das in jungen Jahren er- lernte Trompetenspiel wieder auf und besuchte später sogar noch die Musikschule der Familie Suter in Schlieren! Seinem Verein, dem Spiel des UOV Zürich, blieb er auch nach seinem Wegzug (1987 nach Sargans) treu.

Um 1882/1883 spielten Meiers famili- äre Beziehungen wohl eine Hauptrol- le: Die Familien Haller von Albisrieden und Meier (Küfers) von Schlieren wa- ren über die Familie Wirth von Nie- derweningen miteinander verwandt. Auf Anraten der Schwiegermutter von Hch. Theodor, Emilie Lips, über- nahm dieser mit seiner Ehefrau (sie hiess auch Emilie Lips) die beiden Höfe von Cousin Joh. Jakob Meier.

Gemäss Kaufvertrag vom 9. August 1883 behielt dieser u.a. sein Küferwerk- zeug. Ferner hatte er „bis zu seiner Abreise im März 1884“ mit seiner Fa- milie das „unentgeltliche“ (sic) Wohn- recht und das Recht, die „von der Liegenschaft entnommenen Früchte zu geniessen“. Dafür verpflichtete er sich, dem Käufer bis dannzumal bei den Haus- und Feldarbeiten behilflich zu sein. Mit „Abreise im März 1884“ war die Auswanderung nach Argen- tinien gemeint.

Wenn man seitdem in Schlieren vom „Haller-Hof“ sprach, so meinte man in der Regel diesen Hof 7, also den „obe- ren Hübler“.

Erste Generation

Heinrich Theodor Haller-Lips (1849-1937) zog also mit seiner Frau **Emi- lie Lips** (1856-1915) mit zwei Kindern im August 1883 in den „Hübler“ und schlug hier Wurzeln – es kamen noch weitere sieben Geschwister zur Welt. Haller war 1893 eines der Gründungs- mitglieder des Landwirtschaftlichen Vereins. Dieser begleitete den Wech- sel vom Bauern als Selbstversorger hin zum Landwirt als Unternehmer. Es gab damals ja noch eine zweistel- lige Anzahl von Bauernbetrieben im Dorf. In den nächsten Jahrzehnten trat der Verein mit Vorträgen und Kursen zu Themen wie Dünger, ra- tionellem Waldbau, Mechanisierung, Klauenpflege, Buchhaltung usw. für die Mitglieder ein.



*Hans-Rudolf (*1889) und Bertha Haller-Brunner mit Sohn Hansruedi, ca. 1926.*



*Hans-Rudolf „Ruedi“ Haller (*1889) mit ca. 25 Jahren.*



Hans-Rudolf „Ruedi“ und Bertha Haller-Brunner mit Verena und Nachbarskindern.



Hans-Rudolf „Ruedi“ und Bertha Haller-Brunner mit Enkel Adrian.

1923 erhielt Haller das Bürgerrecht von Schlieren. Er fand aber, das hätte man ihm eigentlich schon mit dem Erwerb der Höfe geben müssen. Er lebte in seinen letzten Lebensjahren von 1931 an auf dem Hof seiner Tochter Frieda und seines Schwiegersohnes Emil Hegetschweiler in Hegnau ZH.

Zweite Generation

Im Herbst 1919 übernahm sein Sohn **Hans-Rudolf Haller sen.** (1889-1984), genannt „Ruedi“, mit **Bertha Brunner** von Steg im Tösstal (Zürcher Oberland) den Betrieb „oberer Haller“. Als Linkshänder war er ein gesuchter Drescher und kannte in jungen Jahren jedes Tenn in Schlieren. Er arbeitete anfänglich halbtags noch als Pöstler und verteilte mit dem Handwagen die Paketpost. Der Bauernbetrieb wurde mit dem Generationenwechsel 1928 stark erweitert. Der Stall wurde neu und grösser erbaut; Wohnhaus und Waschküche erneuert und umgebaut. 1938 wurde Haller in schwierigen Zeiten (Zweiter Weltkrieg) Präsident des Landwirtschaftlichen Vereins Schlieren. Er war 1943 Gründungsmitglied der BGB (Bauern- Gewerbe- und Bürgerpartei, Vorläuferin der heutigen SVP) und deren erster Präsident.

Ruedi fand im Herrenbergli eine schöne junge Linde und pflanzte sie 1911. Sie hat als einzige die Flut der

Überbauungen überlebt und steht noch heute östlich der Neubauten am Pestalozziweg (siehe Bild Seite 46).

Dritte Generation

In der dritten Generation bewirtschaftete **Hans-Rudolf Haller** (1925-2010), genannt „Hansruedi“ und „Hans“, mit seiner Frau **Hanna Gubler** als letzte Landwirtsfamilie den Hof. Sie übernahmen ihn 1955 in Pacht, nach seiner Ausbildung zum Landwirt.

Die beiden erlebten eine Zeit extremer Umbrüche in der Bauernwelt: Die Mechanisierung, die Bauwut und die Spekulation. 1962 verloren Hallers etwa 6 ha Pachtland von der Stadt Zürich nördlich der Zürcherstrasse. (Die Stadt hatte es in den 1870er-Jahren als vermeintlich wertloses Streu- und Allmendland günstig vom Dorf Schlieren erstanden...). Es wurden die Sportplätze nördlich der Zürcherstrasse erstellt, das Postbetriebsgebäude folgte. Teile des Hofes lagen beim (aus heutiger Sicht unseligen) Ausbau der Zürcherstrasse plötzlich in der Baulinie. Zudem wurde noch von einer geplanten Verlängerung der Rautistrasse bis zur Bernstrasse gesprochen. Die Vorgärten beim „Unteren Hübler“ verschwanden. Das Baugeschäft Rüdisühli hatte vorausschauend rund herum bereits Land gekauft, die ersten Bauten erstanden 1968. Die Bauwirtschaft erhöhte mit verschiedenen Manövern, z.B. fragwürdigen Landtauschgeschäften, den Druck auf die Landwirte mit dem Ziel einer Überbauung.

So gaben Hallers die Viehwirtschaft um 1964 auf. Es entstand eine grosse Obst- und Beerenkultur. Hans-Rudolf Haller jun. pflanzte etwa 1'000 Bäume und handelte auch mit Obst. Sein prächtiger Obstgarten bildete eine Zeitlang auch eine wohltuende optische Grenze zwischen der Stadt Zürich und der Agglomerationsge-



Hansruedi (1925) und Bertha Haller-Gubler mit ihren vier Kindern Hansruedi, Verena, Alfred und Adrian.*



Hansruedi Haller bei der Waldarbeit, ca. 1945.



Der Hof mit dem Lastwagen.



Der Abbruch naht, die Bauvisiere stehen schon, 2008.



Übrig geblieben ist allein die Linde von 1911.

meinde Schlieren. Mit seinem Lastwagen führte Haller auch Transporte aus, holte Obst aus der Ostschweiz und verkaufte es in Zürich auf dem Markt.

Nach dem Tode von Hans-Rudolf „Ruedi“ Haller (1889-1984) wurde der Betrieb ganz aufgegeben. Der Abbruch des Hofes im Jahr 2008 machte Platz für die Überbauung im „Hübler“ durch das Baugeschäft Rüdüsühli AG. Das war eines der letzten ganz grossen Landgeschäfte in Schlieren; der grüne Trenngürtel zwischen Schlieren und der Grossstadt im Osten fiel nun dahin.

Vom ehrwürdigen Hof blieb gerade noch der Redwood-Boden aus dem Jahr 1930 erhalten – er dient heute noch in einem Haus in Zürich.

Am Schicksal des „Hüblers“ und der Familie Haller sieht man den Weg unseres Landes im Kleinen: Eine unglaubliche Entwicklung, aber auch den Einfluss mächtiger Interessen. So schreibt der seit Jahren im Ausland lebende Hans-Rudolf „Hansruedi“ Haller (*1956) mit einer gewissen Wehmut:

„Schade, was die sinnlose Moderne in ihrem Rausche aus der Schweiz, aus der westlichen Welt, gemacht hat. Mit jedem Bauernhof und mit jeder Bauernfamilie, die zum Verschwinden gebracht wurden, verschwanden Lebenskraft, Weisheit und Zukunftsaussichten.“



Hansruedi Haller (*1956) am Schwyzerörgeli im Sommer 1986.

Hof 8 – „Pestalozzi-Stiftung“

auch „Im Fuchsacker“ und heutiger Meyer-Hof (GVZ Assek. 72/81/82/119/165)

Aus der Hausgeschichte:

- 1844 Johann Jacob Wettstein von Fällanden lässt sich in Schlieren nieder.
- 1845 Zusammen mit seinem Bruder Johann Caspar Wettstein erstellt er einen Hof, Wohnhaus mit Scheune und Stall, wohl mit Frauengut von dessen Ehefrau, Elisabetha Huber, verw. Fauster
- 1850 Beat Pfenninger vh. mit Katharina Vogel erwerben Miteigentum
- 1851 Johann Caspar Wettstein zieht auch auf den „Berg“
- 1856 J.C. Wettstein ist alleiniger Besitzer
- 1865 J.C. Wettstein stirbt, Salomon Huber, Prag (Vater von Elisabetha Huber) zieht das Gut an sich und verkauft es der Zürcherischen Pestalozzistiftung*.
Diese bezieht den Hof und erbaut in den nächsten Jahren Wohnung, Schulgebäude usw.
- 1968 Die Stiftung zieht nach Knonau, der Kanton erwirbt Gebäude und Umland
Neuer Pächter wird Werner Meyer sen.
- 1978 Brand im Schulhaus
- 1995 Familie Meyer erwirbt den Hof vom Kanton, er geht an Werner Meyer jun. über
- 1999 neuer Laufstall, etwas später grössere Umbauten

* Die Zürcherische Pestalozzi-Stiftung wurde 1857 durch die Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Zürich gegründet. Sie erhielt gleichzeitig von dem aus Fischenthal gebürtigen Baumwoll-Industriellen Johannes Schoch eine Spende von 50'000 Franken, welche für ein Knabenheim verwendet werden sollte. Schoch war in Mailand reich geworden und Mäzen u.a. der ETH, der Tösstalbahn und des Kantonsspitals Winterthur.

Kaum zu glauben, wie sehr sich die Welt verändert hat in den bald 180 Jahren, seit dieser Hof erbaut wurde! Er spiegelt den religiösen, politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wandel – kein Stein blieb auf dem andern.

Das neue Bauerngütlein heisst „Zur Hoffnung“

Die vorsichtige Lockerung des Flurzwanges erlaubte ab Mitte des 19. Jahrhunderts Neubauten auch aus-

serhalb des Dorfkerns. Zudem war die Gemeinde Schlieren bestrebt, „minderwertiges“ Land loszuwerden. Dies alles brachte eine neue Familie auf den Schlierenberg: Die Wettstein. Das war eine vermögliche, einflussreiche und weit verzweigte Sippe aus dem noch heute bestehenden Neuhaus in Fällanden. Vater Hans Ulrich Wettstein war Schützenmeister, Munizipalbeamter, Schulaufseher, Ehegauler und Gemeinderat, also eine Respektsperson.

Sein Sohn **Johann Jakob Wettstein** (1805-1865) war das achte von 14 Kindern, fünf davon starben bereits kurz nach der Geburt. Möglicherweise aus religiösen Gründen suchte und fand er „im Berg“ die Möglichkeit, in einem etwas abgelegenen Gebiet eine neue Heimstätte zu bauen.



Pestalozzi-Stiftung um 1896.



Ansicht von Norden, Ölgemälde Maria Ghiringhelli 1970.

Dieser „Landwirth“ **Johann Jakob Wettstein** meldete sich im Februar 1844 mit einem Heimatschein in Schlieren an und erhielt die Niederlassungsbewilligung für „Ehefrau und Kinder Heinrich und Margaretha Wettstein“. Er hatte 1838 geheiratet und nützte vielleicht hier einen eigenen Erbteil. Möglich, dass sein jüngerer Bruder Johann Caspar ihm half, um 1845 einen kleinen Hof zu errichten.

Wenig später erhielten zwei weitere Familien die Niederlassungsbewilligung: Im März 1850 stiess **Beat Pfenninger** (1813-1856) aus Zürich-Riesbach (heimatberechtigt in Stäfa) mit seiner Frau **Katharina Vogler** (1808-1887), die er 1843 geheiratet hatte, zur Gruppe. Das Paar hatte bereits zwei Kinder (Johann Friedrich *1844, und Jakob *1847); das Mädchen Elisabetha war 1845 nach wenigen Tagen gestorben. Alle wurden in Riesbach geboren. 1851 folgte auf dem Schlierenberg noch das vierte Kind, Elisabetha. Beat Pfenninger wurde von der Gebäudeversicherung als Miteigentümer eingetragen, seine Familie kann aber wirtschaftlich nicht viel beigetragen haben. Viele Verwandte lebten in Riesbach und Stäfa im Armenhaus oder in der Klinik Burghölzli. Einige Mitglieder der weitverbreiteten Sippe waren nach Amerika ausgewandert. Nach dem Tod seines Stiefvaters nahm Beat seine Mutter Elisabeth Äberli und seine Geschwister Johannes und Magdalena auf. Wahrscheinlich waren Wettsteins und Pfenningers bis dahin eher klamm, die Landwirtschaft warf wenig ab. Und wenn uns diese Familienverhältnisse etwas seltsam vorkommen, so galt das auch für den damaligen Schlieremer Gemeindeschreiber Bräm. Er notierte mit spürbarem Befremden zur Witwe Äberli: „Bilden mit obigem (gemeint Beat Pfenninger) nur eine Haushaltung“.



Ofenkachel mit Wappen der Familie Wettstein-Häuptli (1791 Allianz-wappen Wettstein / Häubtly) aus dem „Neuhus“ in Fällanden.

Kurz darauf, im November 1851, folgte wohl endgültig eine wirtschaftliche Besserung: Johann Jakob Wettsteins Bruder **Johann Caspar Wettstein** (1813-1865) war das jüngste der Wettstein-Kinder. Auch er zog nun mit seiner Frau **Elisabetha Huber, verw. Fauster** von Münchwilen TG auf den „Berg“. Die beiden hatten 1849 geheiratet. Elisabetha brachte zwei unmündige Söhne aus erster Ehe (Johann Ulrich *1835 und Salomon Heinrich Fauster, *1838) mit nach Schlieren. Ein weiteres Kind, Elisabetha, wurde 1851 in Schlieren geboren. Johann Caspars Beruf wurde als „Seidenweber“ ange-

geben. Er übernahm den Hof im Jahr 1856, vermutlich mit Frauengut (siehe später) und nannte ihn „zur Hoffnung“. Etwas Neues sollte entstehen. Es scheint, dass mit J.C. Wettstein ein neuer Erwerbszweig nach Schlieren kam. Den Hofbrunnen zieren heute noch seine stolzen Initialen JCW.



Hofbrunnen mit Wappen und Initialen JCW (er läuft noch heute...).

Ein neuer Erwerbszweig: Die Seidenweberei...

J.C. Wettsteins Hof „zur Hoffnung“ wurde zu einem kleinen vor-industriellen Zentrum und brachte einen Erwerbszweig ins Tal, der bisher völlig unbekannt war: Die Seidenweberei. Er selbst war Seidenweber und muss auf dem „Berg“ ein ordentlich grosses Gewerbe betrieben haben. Er und Pfenninger werden das Handwerk von ihrer Herkunft am Zürichsee her gekannt haben. Es gab um 1850 in Zürich und am linken Seeufer grosse Betriebe, und auch Schlieremer arbeiteten dort, aber nicht im Limmattal. Das Gewerbe wurde vermutlich im Verlagswesen betrieben: „Fergger“ brachten die in Zürich gesponnene Seide zu den Heimwebern, diese verarbeiteten sie dann zu den sehr gesuchten Stoffen und die „Fergger“ brachten das Produkt zurück zu den Seidenherren.

Bis ins Jahr 1865 folgen nun regelmässige Zu- und Wegzüge von Seidenweberinnen, Rohgerbern, Schustern, Mägden, Knechten und Arbeiterinnen bei „Wettstein im Berg“; manche von ihnen zur Ausbildung. Man darf davon ausgehen, dass ständig etwa fünf Webstühle besetzt waren. Wettstein nahm auch Kostgänger auf, darunter sogenannte „vertischgelde“ Mädchen (also Armengenössige) und Lehrtöchter. Die meisten aber kamen aus den Kantonen Schaffhausen und Thurgau und aus der deutschen Nachbarschaft. Dazu kamen noch Verwandte (Familien Fauster und Wettstein). Insgesamt müssen in den Jahren 1850 bis 1865 gegen 100 Personen bei Wettstein beschäftigt bzw. betreut gewesen sein. Sie blieben unterschiedlich lange; einige ein paar Monate, andere mehrere Jahre.

... und ein Religionsstreit – in Schlieren aber ein pragmatischer

Dass Wettstein hier, abseits der Dörfer und Verkehrswege, seinen Hof erbaute und ihn ausgerechnet „Zur Hoffnung“ nannte, war kein Zufall. Wettsteins und Pfenningers mit ihren Familien waren Glaubensgenossen der Neutäufer, genau der „Winzelianer“. Sie lehnten die Obrigkeit so weit wie möglich ab und verweigerten die Taufe ihrer Kinder, auch in Schlieren. In Stäfa wurde z.B. 1845 eine Elisabetha Pfenninger gemäss Vermerk im Taufregister „gegen den Willen des Vaters“ getauft; sie starb dann ein paar Tage nach der Geburt. Man mag sich diese Situation gar nicht vorstellen.

Als 1851 Elisabetha Wettstein in Schlieren geboren wurde, verweigerten die Wettsteins die Taufe. Ihre beiden Stief-Geschwister Joh. Ulrich und Salomon Heinrich Fauster waren aber getauft worden – was Pfarrer Leuzinger im Taufregister murrend mit „Eltern zu den Neutäufern gehörig, verweigerten die Taufe“ quittierte. Die „Taufgesinnten“ mit ihrem charismatischen Führer Johannes Winzeler, Landwirt und Weber aus Barzheim SH, beriefen sich mit der Erwachsenentaufe auf die Bibel. Sie gründeten religiöse Gemeinden, obwohl sie von den Behörden teils immer noch verfolgt wurden und auch im Kanton Zürich nicht gerne gesehen waren. Es gab solche z.B. in Wilchingen, Eglisau, Siblingen usw. – was erklärt, warum viele der Arbeiter und Arbeiterinnen auf dem Gut „zur Hoffnung“ aus jener Gegend kamen. Winzeler selbst musste flüchten nach Storzelen (Baden-Württemberg). Seine Anhänger waren in der Regel ausgezeichnete, fleissige Berufsleute, was man auch für die Schlieremer Gemeinschaft annehmen kann. Die Bevölkerung hingegen war ihnen gegenüber skeptisch eingestellt.

Innerhalb der Täufer-Familien mag die Glaubensfrage im Alltag wohl auch zu Zwiespalt geführt haben: Wettsteins entstammten ja einer angesehenen, ämterreichen Familie in Fällanden. Aber sie verweigerten nun die Taufe! Im Gegensatz dazu wurde merkwürdigerweise Elisabetha Pfenninger (*1851) in Schlieren getauft. Sie trat später den Diakonissinnen der Kranken- und Diakonissinnenanstalt Neumünster Zürich bei.

Das Treiben auf dem „Berg“ wird im Dorf Grund zum Stirnrunzeln gegeben haben. Im Stillstandsprotokoll (Kirchenpflege) vom 7. November 1853 wird berichtet, dass „die sektiererischen Familien im Berg (Wettstein und Pfenninger) am Sonntag Vormittag während des Gottesdienstes arbeiten, Seiden weben und Steine herumstossen und auch im Haus klopfen und poltern.“ Die Behörde beschloss, später „mit dem Gemeinderathe zur Erzielung einer würdigen Sonntagsfeier und Handhabung des Wirthschaftspolizeigesetzes“ zusammenzutreten. Andererseits fanden die Schlieremer auch ganz pragmatisch einen Weg mit den abseits wohnenden Dorfgenossen: Wie aus den Protokollen der Armenpflege hervorgeht, wurden mehrmals auch Kinder aus Schlieren dorthin „vertischgeldet“, nicht immer die einfachsten. Eine gewisse Elisabetha Wismer zum Beispiel wurde 1854 zu Wettstein in die „Lehre“ geschickt, und die Gemeinde zahlte dafür ein „Tischgeld“. Nichts Neues unter der Sonne: Die junge Frau brach immer wieder aus. Sie sei frech und lüge; solche Leute könne er im Hause nicht brauchen, meinte Wettstein. Aber der Pfarrer erinnerte ihn an seine Pflicht als Pflegevater und an seine Strafgewalt. Schliesslich blieb die Elisabetha oben. Die Wettsteins waren so auf ihrem Gut „zur Hoffnung“ offenbar auch eine frühe Art von Pflege-Familie für Waisenkin- der oder Armengenössige.

Die Zeit der Waisenanstalten – und die Pestalozzi-Stiftung Schlieren wird gegründet

Ein Seitenblick auf die grosse soziale Not der Zeit. Arbeitslosigkeit, Trunksucht, wirtschaftliche Verzweiflung waren in der Bevölkerung weit verbreitet. Wer nicht zu den „hablichen“ Bürgern eines Ortes gehörte, sah nicht viel Hoffnung, um auf einen grünen Zweig zu kommen. Es blieb ein Tagelöhnerleben oder der Dienst als Knecht oder Magd; ein mögliches Ventil war die Auswanderung. Arme Familien, oft in Streit und Alkoholismus versunken, wurden armengenössig. Ihre Kinder – besonders auch die der alleinerziehenden ledigen Mütter – blieben „auf der Strasse“ und gerieten ihrerseits wieder in die Kriminalität oder in einen „liederlichen Lebenswandel“, wie es hiess. Armut galt eigentlich als Schande; wer arm war, war selber schuld.

Da kam nun die Stunde der christlichen Wohltäter. Landauf, landab wurden Waisenheime, Rettungsanstalten für Alkoholiker oder „gefallene Mädchen“ und Erziehungsanstalten gegründet. Es galt als vornehme Pflicht, ganz im Sinne von Pestalozzi oder Fellenberg, den Kindern der Unterschicht eine christliche Erziehung zu vermitteln. Eine solche Einrichtung plante auch die Zürcherische Gemeinnützige Gesellschaft und gründete die Zürcherische Pestalozzistiftung. Diese sollte ein Heim für Knaben betreiben.

Zurück nach Schlieren: Beide Brüder Wettstein starben kurz nacheinander 1865 (wir wissen nicht woran). Damit ging diese Epoche zu Ende, und der Hof kam in Konkurs. Catharina Pfenniger kehrte mit ihren drei Kindern nach Riesbach zurück; ihr Mann Beat war ja schon 1856 gestorben. Elisabetha Huber verw. Fauster (die Frau von J.C. Wettstein) hatte seinerzeit viel Frauengut investiert und ihr Vater, **Salomon Huber**, zog nun die Liegenschaft an sich.



*Arbeit in der
Stiftung, links
Waisenvater
Tschudi.*



*Korbflechten in
der Stiftung 1896.*



*Lehrer und
Zöglinge 1896,
rechts Tschudi.*



*Mit der Haus-
mutter beim
„Lismen“, 1896.*

Huber war Besitzer einer Maschinen- und einer Zuckerfabrik in Prag. Er bot die „Hoffnung“ dem „Comité“ der Zürcherischen Pestalozzistiftung an.

Unter verschiedenen Möglichkeiten (u.a. auch das Bockengut bei Horgen) wählte dieses Comité schliesslich das von Huber angebotene Schlieremer Gut als Standort. Der Textilindustrielle Johannes Schoch aus Fischenthal, grosszügiger Mäzen auf verschiedensten Ebenen, ermöglichte der Stiftung den Kauf mit einer Spende von 50'000 Franken.

100 Jahre Pestalozzi-Stiftung in Schlieren

Von 1868 bis 1968 war nun das Gut „zur Hoffnung“ die Heimstätte für etwa 40 Buben. Es folgte eine wechselvolle Zeit; die Heimleiter, „Waisenvater“ genannt, führten ein christliches und oft strenges Regime. Es gab unter ihnen weitherum bekannte wie die Waisenväter Hans Tschudi und Hermann Bühler, welche das Heim während 13 bzw. 26 Jahren leiteten. Älteren Schlieremern mag auch Gustav Fausch noch bekannt sein, welcher im Jahrheft 2021 gewürdigt wurde.



Heimleiter Gustav Fausch 1909-1954.

Ganz im Sinne jener Zeit wurde versucht, aus den Buben trotz ihrer schwierigen Lebensumstände „etwas Rechtes“ zu machen. Es steht uns nicht an, dieses Heimwesen hier zu bewerten. Mit heutigen Augen gesehen war der Betrieb eines solchen Heims in verschiedener Hinsicht fragwürdig. Andererseits gilt auch, dass es bemerkenswerte Leistungen gab. So wurden z.B. unter dem Heimvater Gustav Fausch eine unglaubliche Vielfalt von Tätigkeiten betrieben: Viehzucht, Ackerbau, Obstbau, Bienenvölker wurden betreut, im Haus wurde gewoben und geschreinert; dies alles neben der im Haus integrierten Schule. (Fausch selber sah übrigens die Grenzen eines solchen Heims selbst sehr realistisch). Viele der Buben hatten positive Erinnerungen, waren vielleicht sogar dankbar. Andere haben (wohl mit Recht) die Zustände kritisiert. Die beiden Schriftsteller und Politiker Arthur „Turi“ Honegger und Franz Rueb haben dem Heim ein Denkmal errichtet mit ihren Büchern „Die Fertigmacher“ (1974) und „Rübezahl spielte links ausser“ (1977). Es waren dies scharfe Abrechnungen mit den Zuständen, aber auch notwendige.

Die „Siedlung“ oder „Stiftung“, wie man den Hof nannte, lag zwar abseits des Dorfes, aber die Verbindungen nach Schlieren waren stark. Sei es, dass der Heimleiter in den Behörden mitwirkte oder dass die begabten älteren Schüler die Sekundarschule im Roten Schulhaus besuchen durften. Dennoch: Schon in den 1950er-Jahren war die Stadt Zürich dem Heim „zu nahe“ gekommen, neue Betreuungsformen folgten auf das Althergebrachte. Auch die baulichen Zustände auf dem über 100-jährigen Hof riefen nach einer Sanierung.

So entschloss sich die Stiftung zusammen mit dem Kanton (der so oder so für die Erneuerung viel Geld in die

Hand hätte nehmen müssen), den Standort aufzugeben und in Knonau eine neue Heimstätte zu bauen, nach neuesten pädagogischen Erkenntnissen. Im Wesentlichen kaufte der Kanton die Gebäude und das Umfeld (total 8,2 ha) für genau 7'000'000 Franken. Die Stadt Zürich ergriff die Gelegenheit, ihrerseits ihren Grundbesitz abzurunden und kaufte entsprechend ca. 4,1 ha Land im „Herrenbergli“, der „Dachsleren“ und „im Tal“ für 3'563'000 Franken, das meiste auf Stadtgebiet. Kleinere Parzellen, vor allem Wald, gingen an die Stadt Schlieren und an die Holzkorporation.

Was tun mit dem etwas heruntergekommenen Hof und dem prächtigen Landstreifen zwischen der Grossstadt und Schlieren? Wir können hier nicht im Einzelnen auf die Pläne und Ideen der Zeit um 1970 eingehen – es wären schlicht zu viele. Von einem Pestalozzipark war die Rede, die Rautistrasse hätte verlängert und ausgebaut werden sollen, die Einzonung (oder Nicht-Einzonung) des „Schlierenberges“ war ein jahrelanger Dauerbrenner. Das städtische Jahrheft von 2017 von Peter Voser schildert die Vorgänge etwas genauer.

Aus Pächtern werden Eigentümer: Die Familie Meyer

Damit zurück zu Hof 8, wo die Pestalozzi-Stiftung 1968 weggezogen war. Neue Pächter wurden hier **Werner Meyer-Küng** (1925-2004) mit seiner Ehefrau **Elisabeth** (*1936). Meyer stammte aus dem Kanton Luzern. Er hatte zunächst als Fahrer bei der Firma Geistlich gearbeitet, anschliessend als Gutsverwalter in Knonau auf dem Hof der späteren Pestalozzi-Stiftung. Nun kam er sozusagen im Tausch im Frühling 1968 wieder nach Schlieren. Er brachte seine Familie mit sieben Kindern, das Vieh (etwa 25 Kühe) und die ganze Fahrhabe mit. Er war Pächter von Kanton und Stadt Zürich geworden. Willy Jost, der Betriebslei-



Werner Meyer sen. als Fahrer bei Geistlich.



Werner Meyer sen.



Die sieben Kinder von Werner Meyer sen., links Werner Meyer jun.

ter in der Stiftung, hatte seinerseits nach Knonau gewechselt. Der Start der (katholischen) Luzerner Bauernfamilie soll etwas harzig gewesen sein. Meyer war ein arbeitsamer, knorriger Mensch, und wenn er das Gefühl hatte, im Stolz getroffen zu werden, reagierte er hart.

Elisabeth Meyer-Küng hatte mit ihren sieben Kindern und den Arbeiten in Haus und Garten natürlich einen mehr als gefüllten Arbeitstag; sie führte ausserdem auch den Hofladen.

Der Kanton hatte den Hof und die umliegenden Grundstücke 1969 gekauft; Meyers waren wie erklärt Pächter. Die Situation für die Familie änderte sich aber dramatisch, als derselbe Kanton im Jahr 1990 völlig unerwartet die Pacht kündete und den Meyers bedeutete, man habe andere Pläne. „Das war ein Schock“, berichtet Werner Meyer jun. Ein Bauernbetrieb an dieser Lage habe keine Existenzbasis und Zukunft mehr. Er sei zu klein und zu nahe bei der Stadt. Schlaflose Nächte!

Meyers wehrten sich für ihren Familienbetrieb. Der Hof schien ihnen, gerade auch wegen der Nähe zur Stadt, durchaus lebensfähig. Sie erhielten Unterstützung vom Bauernverband, erreichten eine Erstreckung der Pacht, suchten eine Lösung mit dem Kanton. Die Politik mischte sich ein: Die Schlieremer Gemeinderätinnen Esther Arnet und Bea Krebs setzten sich für Meyers ein. Der Dietiker Kantonsrat Hans Wiederkehr reichte am 9. Mai 1994 im Kantonsrat ein Postulat ein. Er wies darauf hin, dass der Kanton als Besitzer viel bezahlt, aber fast gar nichts mehr investiert hatte. Und: Die Städte Schlieren und Zürich seien am Erhalt dieser Landwirtschaftlichen Siedlung interessiert.

Das stimmte, der Kanton hatte die Gebäude vernachlässigt – er hatte andere Pläne. Für ihn stand die attraktive



Hof Meyer / Pestalozzi, ca. 1980.



Familie Margrit und Werner Meyer-Meili.

Lage im Vordergrund. Man hatte sehr viel Geld an die Pestalozzi-Stiftung überwiesen, um deren „Aussiedlung“ zu ermöglichen. Es ging um 7 Millionen Franken, die der Kanton 1969 für die Gebäude und etwa 8,2 ha Land bezahlt hatte – und „nur“ als Landwirtschaftsland konnte dieses Geld nicht hereingeholt werden. Wahr ist aber auch, dass derselbe Kanton als Träger der Stiftung das Geld so oder so hätte aufbringen müssen, um die Schlieremer Anlage bei einem Weiterbestand zu erneuern.

Als Beleg für die Vernachlässigung kann der Brand des ehemaligen Schulhauses geltend gemacht werden: 1978 brachen Jugendliche ein und „zeuselten“. Die Feuerwehr konnte zwar den Schaden begrenzen, aber vom Kanton als Besitzer wurde nichts mehr investiert. Das Gebäude galt als Abbruchobjekt.

Schliesslich gab der Kanton 1995 nach. Es war einer der wenigen Fälle, wo etwas aus dessen Besitz wieder an Private veräussert wurde: Zum landwirtschaftlichen Verkehrswert, und nicht zum Spekulationswert, wie das vorerst im Raum gestanden hatte.

Werner Meyer sen. konnte so den Hof im Jahr 1995 übernehmen und direkt an seinen ältesten Sohn **Werner Meyer jun.** (*1963) übergeben. Die-

ser führt seitdem den Betrieb als ausgebildeter Landwirt, Obstbaumwärter und Betriebsleiter mit Meisterprüfung zusammen mit seiner Ehefrau **Margrit Meili** (*1963). Sie absolvierte die Bäuerinnenschule und ist zudem ausgebildete Hauspflegerin. Hinzu kommen auf dem Hof eine Festanstellung und bei Bedarf Teilzeitangestellte. Zur Familie gehören auch zwei Kinder in Ausbildung.

Der Hof umfasst heute etwa 27 ha Land, ein Teil davon gepachtet von der Stadt Zürich. Im Wesentlichen betreibt die Familie Milchwirtschaft (etwa 30 Kühe und Mastkälber), Obstbau (Äpfel, Birnen, Zwetschgen, Kirschen) und Ackerbau (Mais, Weizen Gerste, Raps). Das Raufutter für das Vieh wird zu 100 % auf dem Hof produziert; das Kraftfutter zugekauft. Es gelten die Regeln und Anforderungen des ÖLN (ökologischer Leistungsnachweis) mit den Kontrollen durch akkreditierte Kontrollstellen. Ein Hofladen wird ebenfalls geführt, vor allem mit eigenen Produkten. Die Kunden kommen (vorwiegend zu Fuss!) aus den benachbarten Quartieren.

Gedanken zur Situation des Landwirts im heutigen Alltag

Was den Meyers Freude macht, gilt wohl für alle Landwirte: Man arbeitet selbständig, kein Tag gleicht dem andern, man trägt Verantwortung und

sieht am Abend, was man erreicht hat. Nachdenklich stimmt, wenn man die widersprüchliche Haltung der Konsumenten sieht: Sie wollen biologisch und naturnah produzierte Produkte, greifen aber im Regal dann doch zur billigen Ware oder weisen Obst mit kleinen Schönheitsfehlern zurück. Oft auch begegnen den Bauern Rücksichtslosigkeit und Gedankenlosigkeit; auch fehlt der Respekt: Stichwort Abfall und Hundefreilauf auf Wiesen.

Die Landwirtschaft steht, einmal mehr, vor gewaltigen Herausforderungen. So hat die Stadt Zürich (wohl auch als Folge ihrer politischen Haltung mit Stichwort 2000-W-Gesellschaft) neuerdings klar die Forderung aufgestellt, dass bei einer Erneuerung der Pacht auf Bio-Produktion umgestellt werde. Werner Meyer ist skeptisch: „Das wird nicht aufgehen – ausser wir alle würden verzichten und unsere Ansprüche reduzieren.“

Hof 9 – „Steinbos“ – heute Berghof-Ranch

ursprüngliches Gebäude 1977 abgebrannt (GVZ Assek. 96, später 15)

Aus der Hausgeschichte:

1865	Jacob Lips-Haug vom Hof 6 erbaut den Hof (Wohnhaus, Scheune, Stall) möglicherweise für seine Söhne
1895	Heinrich Vogler, Gründungsmitglied des Landwirtschaftlichen Vereins Schlieren
1899	Jakob Rosenberger
1902	Heinrich Lips vh. mit Ida Lips-Greuter kauft den Hof zurück
1914	Heinrich Seiler vh. mit Anna Lips übernimmt den Hof
1931	Erbengemeinschaft der vier Söhne, Walter Seiler sen. führt den Hof
1977	Brand, Neuaufbau; Walter Seiler jun. übernimmt
2009	Andreas Seiler übernimmt den Hof in Pacht

Um die folgenden Zusammenhänge besser aufzeigen zu können, fügen wir auf Seite 61 die Stammtafel der Familie Seiler mit den wichtigsten Beteiligten an, verbunden mit der Stammtafel der Familie Lips.

Eine merkwürdige Vorgeschichte: Jakob Lips (Hof 6) erstellt einen zweiten Hof

Die heutige „Berghof-Ranch“ ist seit 1914 im Besitz der Familie Seiler, hat aber eine etwas merkwürdige Vorgeschichte. 1835 erstellte **Jakob Lips** (1802-1889) seinen Hof (Hof 6, siehe dort) und im Jahr 1865 einen zweiten Hof westlich des angestammten, vielleicht im Hinblick auf eine Erbteilung, wir wissen es nicht. 30 Jahre später, 1895, ging der Hof an einen **Heinrich Vogler** (*1833). Der war auch Bauer, 1893 sogar bei den Gründungsmitgliedern des Landwirtschaftlichen Vereins Schlieren mit dabei. Vogler war also schon älter, scheint aber im „Berg“ Konkurs gemacht zu haben. So fiel das Gut für zwei Jahre an einen **Jakob Rosenberger**. (Dessen Familie wird ab 1840 in den Geburtsregistern Schlierens erwähnt).

Der jüngste Sohn des Erbauers Jakob Lips, **Heinrich Lips** (1840-1915) mit seiner Frau **Ida Lips-Greuter** kaufte den Hof 1902 zurück. Die Familie hatte elf Kinder. Wie es damals trauriger Alltag war, starben vier davon bei Geburt oder im ersten Lebensjahr. Es ist möglich, dass die Familie eine Zeit-

lang nun beide Höfe bewirtschaftete. Der ältere Bruder Heinrichs, Hans Jakob Lips-Schuep (*1833), war vermutlich um 1878 ausbezahlt worden und weggezogen.

Die Familie Lips war von der Lage her nicht nur nach Schlieren, sondern teilweise auch nach Altstetten orientiert. In der Nähe des Farbhofes befand sich der „Bauernbund“, eine Art Ein-

kaufsmöglichkeit für die Landwirte. Dort erledigte auch die junge **Anna Lips** (*1885), eines der elf Kinder von Heinrich Lips, die Geschäfte des elterlichen Hofes. Es fügte sich, dass in der Nähe ein **Heinrich Seiler** (*1888-1931) aus Niederwil AG (Reusstal) arbeitete; er war Knecht bei einem Bauern Schwarz beim Farbhof. Die beiden müssen sich vielleicht bei einem Einkauf begegnet sein, sich gefunden haben, und so kam es, dass in der Folge Heinrich Lips-Greuter (*1840-1915) den von ihm 1902 zurückgekauften Hof um 1914 dem **Paar Heinrich und Anna Seiler-Lips** überschrieb. Gleichzeitig kam der etwas benachteiligte Bruder von Anna, Emanuel Hans Lips, 1886-1942, mit auf den Hof Seiler und fühlte sich dort anscheinend wohl.

Anna Seiler-Lips war eine sehr starke Persönlichkeit; sie hatte auch ein ausgesprochen gutes Verhältnis zu ihrem Vater Heinrich Lips (*1840). Sie war das einzige der Lips-Kinder, das nach Altstetten (Kappeli-Schulhaus) in die Sekundarschule ging. Sie war es, die über das Wichtige entschied: Das Milchgeld, alle weiteren finanziellen Belange und auch die wichtigen



Hof Seiler vor dem Brand (unbekannter Künstler).



Anna Seiler-Lips mit ihren vier Söhnen; rechts Walter sen. und jun.



Walter Seiler sen.

Entscheidungen den Hof betreffend. Sie schaffte es denn auch, bei Gelegenheit Land zuzukaufen und den Hof zu stabilisieren. Als die Seilers den Hof übernahmen, umfasste er 2,5 ha eigenes Land. Es gelang der Familie, trotz der Krisenzeiten in den 30er- und 40er-Jahren, diesen Anteil durch Zukäufe auf mehr als 5,5 ha zu erweitern. Nach dem frühen Tod von Heinrich Seiler-Lips (1888-1931) wuchs sein Sohn **Walter Seiler-Matzinger** (1919-1991) in die Führung des Betriebes hinein.

Auch hier: Der Umbruch der 50er-Jahre

Wie alle Bauernfamilien erlebten auch die Seilers den Wandel in der Landwirtschaft, wie er im Kapitel „Umbruch ab 1950“ (Seite 9) beschrieben ist. Es stellte sich auch bei ihnen die Frage, ob man Land verkaufen sollte. Es gab verlockende Angebote von Baufirmen oder der Gemeinde. Man kann das auf den Höfen 1 („Räbhus“ Antener), 3 („Limmatblick“, Schneiter) oder 5 („Rütschi“) sehr gut verfolgen; nicht immer ging es gut aus.

Die Seilers waren in dieser Hinsicht aber sehr konsequent: Sie verkauften praktisch kein Land, und dies ist vor allem auch den drei Brüdern von Walter Seiler sen. zu verdanken. Sie verzichteten in weitsichtiger Weise zugunsten des Hofes auf solchen Ak-

tivismus. Vor allem **Heinrich und Ella Seiler** weigerten sich, zu verkaufen, obwohl sie massiv profitiert hätten. (Heinrich und Ella Seiler wohnten übrigens im Nähhusli an der Schulstrasse; sie mögen da und dort noch bekannt sein.)



Seilers beim Pflügen mit Pferd, um 1950.



Hof Seiler, Brandwache.



Die Brandruine im Jahr 1978.



Die Zäsur: Der Brand 1977

Ein Ereignis muss noch erwähnt werden: Der grosse Brand am 11. Juli 1977. Zu jener Zeit waren nur Walter Seiler sen. und seine Frau Klara auf dem Hof. Die Jungen waren alle auswärts in der Ausbildung. Es handelte sich um einen Kaminbrand in der Futterküche; der Hof brannte vollständig aus. Die Bise fachte das Feuer noch zusätzlich an. Glücklicherweise waren die Kühe auf der Weide. Die Schweine wurden hinausgetrieben. Auch dank der tatkräftigen Hilfe des Nachbarn Oskar Rüttschi kamen so keine Tiere zu Schaden; dieser rettete im letzten Moment unter eigener Gefahr

ein Kälbchen. Der Neuaufbau stellte ziemliche (auch bauliche) Anforderungen, war aber zugleich Anlass für einen Generationenwechsel: **Walter Seiler jun.** (*1947) übernahm mit seiner Frau **Myrtha Dübendorfer**. Der Hof war auf Schweinemast und Milchwirtschaft ausgerichtet; Seilers arbeiteten für die Zucht zusammen mit dem Bauern Zürrer an der Badenerstrasse. Sie hielten die Rassen Schweizer Fleckvieh und Red Holstein. Aber: Wenn ein Hof mit vielleicht 15 ha Land noch vor dreissig Jahren als lebensfähig galt, so sieht man das heute anders. Es gibt den Zwang zur Grösse – und den zur Nische.

Diesen Wandel erkannte weitsichtig auch Walter Seiler; er stand am Ursprung eines fundamentalen Wandels. Seiler entschied, sich von der Milchproduktion abzuwenden, gab sein Milchkontingent ab und setzte auf die Pension mit Isländerpferden. Vorgesehen gewesen wäre noch der Verbleib der Schweinemast, aber das entfiel.

Bei der Übergabe an Sohn Andreas übernahm dieser also eine leere Scheune.



Myrtha und Walter Seiler-Dübendorfer ca. 2015.



Tochter Selina und Vater Andreas Seiler.

Erneut: Umwälzungen in der Landwirtschaft

So übernahmen **Andreas Seiler** (*1975) und seine Gattin **Fleur Bodenmann** in vierter Generation die Pacht auf dem nun in „Berghof-Ranch“ umbenannten Hof im Jahr 2009. Nach zwei Lehrjahren und der Jahresschule absolvierte Seiler die Meisterprüfung. Auf dem Hof war ein Umbruch angesagt: Die Pensionspferde (Isländerponys) waren da; gesucht wurde nun eine genügsame Viehrasse, die das hochwertige Raufutter verwerten und veredeln konnte. Es musste eine extensive Haltung möglich sein, und zwar im Mutterkuhsystem; ohne Kraftfutter. Andreas Seiler war schon in der Ausbildung der Bio-Gedanke wichtig geworden. Es geht um direkt verwertbare Nahrungsmittel, produziert ohne importierte Düngemittel, und um geschlossene Kreisläufe auf den Höfen. So stiess er bei befreundeten Bauern auf die damals noch unbekannten Dexter-Rinder. Diese mussten anfänglich sogar noch in die Quarantäne. Heute weiden etwa 45 Tiere auf seinem Hof: Ein schöner Moment, wenn die Herde jeweils am Morgen auf ihre Weide zieht. Die Rinder sind genetisch hornlos, die Zucht erfolgt mit einem Stier auf dem Hof.

Auf 40 ha Land (20 ha Acker und 20 ha ökologische Ausgleichsfläche) sind Seilers auf dem Weg zum Label „Bio Knospe“ mit Direktvermarktung übers Internet und den kleinen Hofladen. 2022 kam ein Feld mit Urdinkel dazu, welches in die Fruchtfolge Weizen – Dinkel – Roggen – Luzerne



Dexter-Rinder

passt. Der Anbau erfolgt ohne Insektizide, Herbizide und Fungizide. Auch die Legehennen tragen ihren Teil bei; und zum Hof gehören weiter etwa 300 hochstämmige Obstbäume, welche die Früchte für etwa 4'000 Liter Qualitätsmost liefern. Die sieben Blumenfelder zum Selberpflücken sind ein weiterer, eigener Betriebszweig.

Die Zukunft des Hofes? Tochter **Selina Seiler** ist in der Ausbildung, auch



Urdinkelfeld 2022.

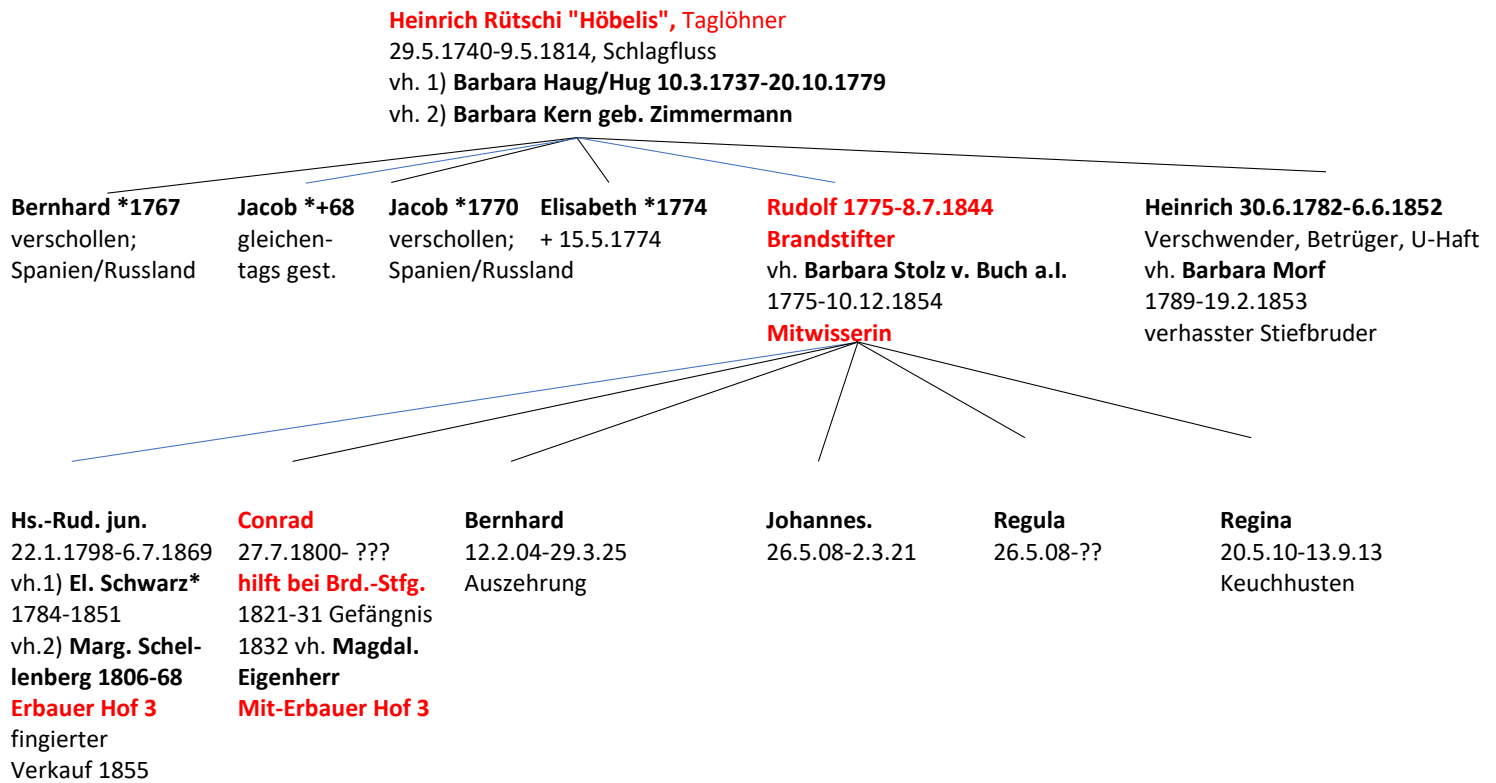
für sie geht die Ausrichtung der Landwirtschaft zunehmend in Richtung Bio. Seilers machen sich (wie wohl alle ihrer Berufskollegen) Gedanken über die Landwirtschaftspolitik. Sie sind dankbar für das System der Direktzahlungen, möchten aber, dass diese Unterstützung der eigenen Bevölkerung zugutekommt und nicht über verdeckte Subventionen in bestimmten Bereichen (Süßwaren, Milch etc.) dem Export dient.



Hof Seiler
„Berghof-Ranch“
um 1980.

Stammtafel der Familie Rütschi „Höbelis“

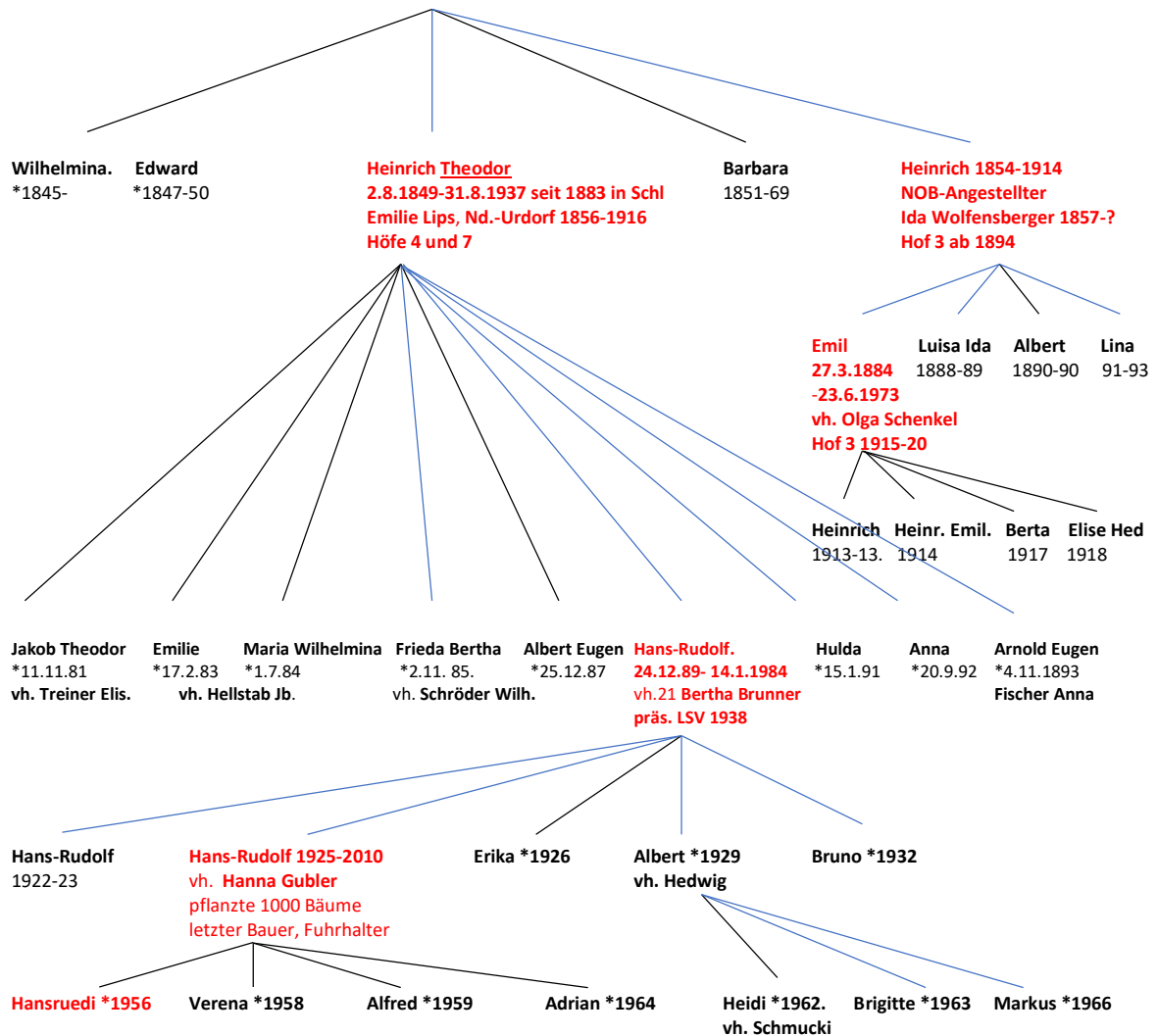
Hof 3 – „Limmatblick“



Stammtafel der Familie Haller

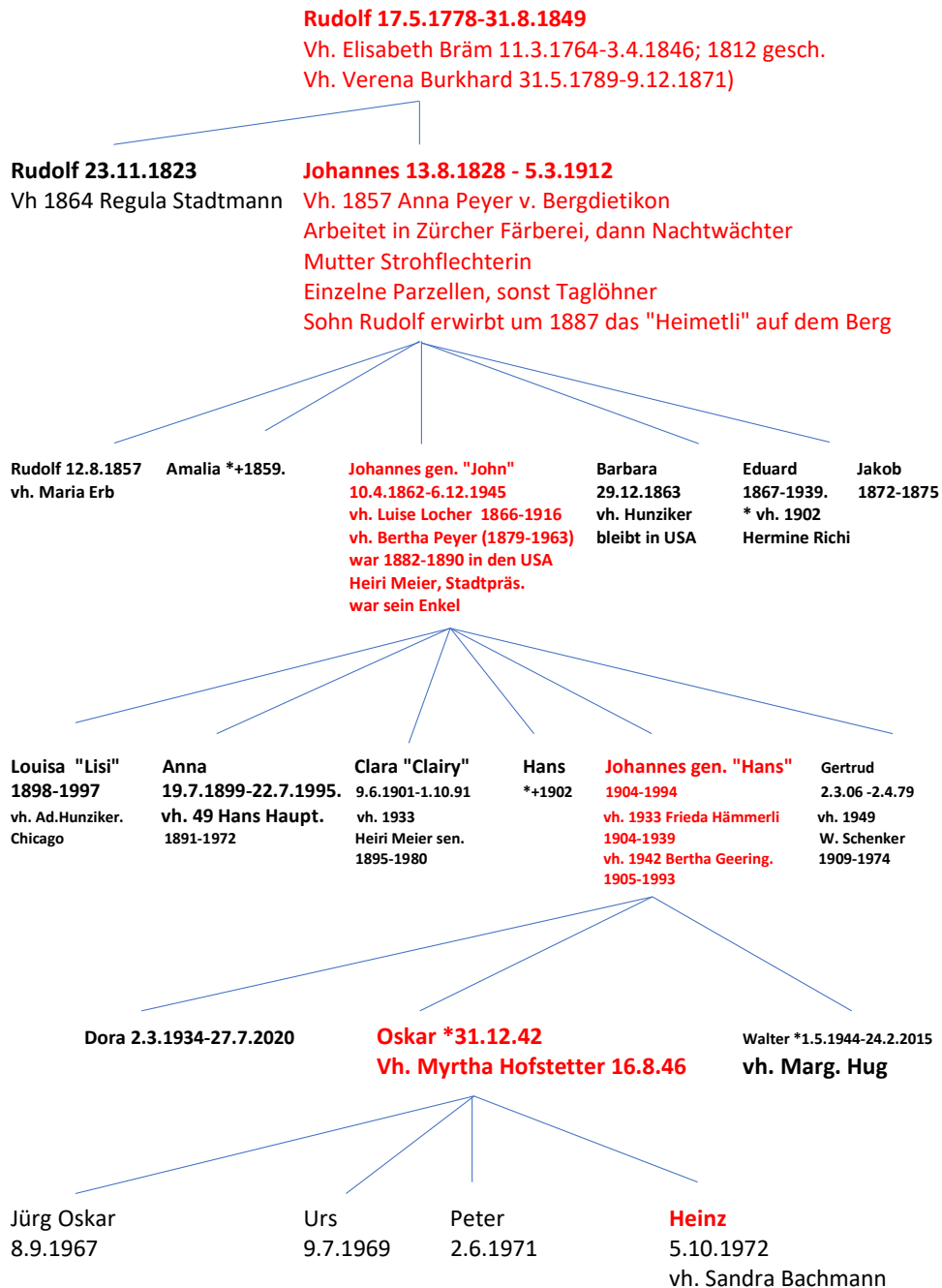
Höfe 3, 4 und 7 – „Limmatblick“ und „Im Hübler“ (Zürcherstrasse/Pestalozziweg)

Heinrich Haller 1814-1879 vom ob. Haller-Haus Albisrieden vh. Magdalena Maria Wirth 1810-1881



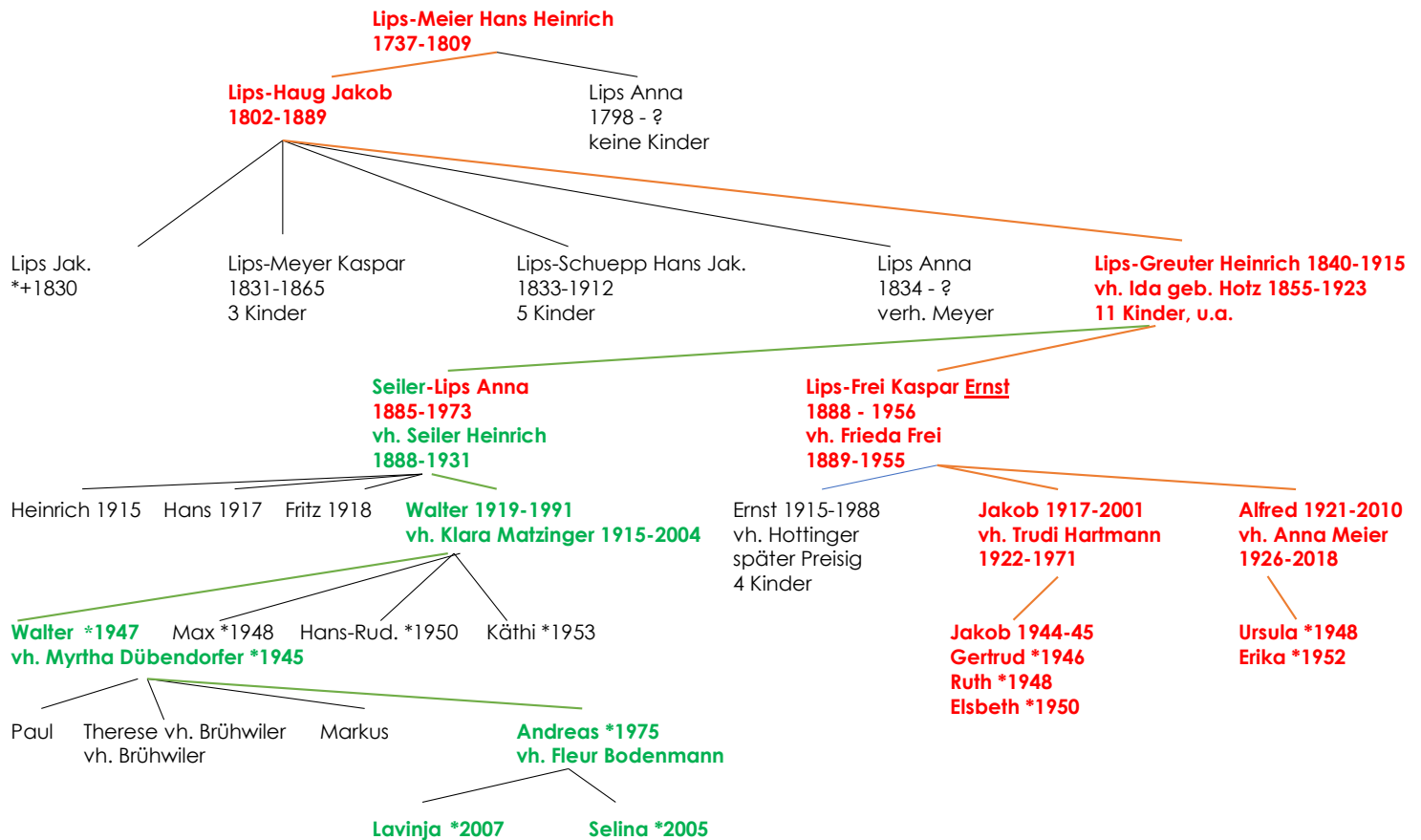
Stammtafel der Familie Rütschi „Kläuis“

Hof 5 – „Im Kilbel“ oder „Kilchbühl“



Stammtafel der Familie Lips / Seiler

Höfe 6 und 9 – „Im hinteren Berg“ und „Steinbos“ (heute Berghof-Ranch)



Quellenverzeichnis

- Allgemeine Quellen**
- Die Lagerbücher der Kant. Gebäudeversicherung, welche seit 1818 geführt werden. Ihre Reihenfolge wird hier übernommen (jeweils die GVZ-Assekuranz-Nummern)
 - Für die Höfe 4, 5 und 6: „Ein Grossbrand in Schlieren und seine Folgen“ über den Dorfbrand 1834, Transkript von Dr. U. Fortuna
 - Staatsarchiv Zürich (Bericht Statthalter Zwingli über Brandkatastrophe 1834)
 - „Pfarrer Leuzingers Wirken in Schlieren“, Bericht Peter Ringger, 2017
 - Schlieren 1750-1914, Verena Rothenbühler und Bruno Meier, Baden 2017
 - Ortsmuseum: Notizen und Abschriften aus dem Nachlass von Frau Dr. U. Fortuna (u.a. Kirchenbücher wie Tauf-, Ehe- und Sterberegister bis 1876 sowie Handschriftliche Notizen zu Auswanderungen)
- Vorkapitel**
- Stellungnahme Pfarrer Heinrich Keller um 1790:
auf eine Umfrage betreffend Schwangerschaftsbetreuung und Geburtshilfe
Jubiläumsschrift „ZKB 1870-1920“
Illustrationen: Ortsmuseum Schlieren
Grafische Sammlung der ETH
- Hof 1**
- Stadtarchiv Schlieren (Protokolle Gemeinderat und Gemeindeversammlung)
Ortsmuseum Schlieren (Diezinger-Plan)
Dokumente Stadtarchiv Zürich, Liegenschaftenverwaltung und Stadtarchiv
Berichte NZZ, Volksrecht, Limmattaler, Tagesanzeiger
Jahrheft Stadt Schlieren 2006, Heiri Meier
mündliche Berichte von Nachfahren von Familie Hedinger
Berichte der Nachbarsfamilie Haller
Gemälde Ortsmuseum Schlieren, unbekannter Künstler, datiert 1954
- Hof 2**
- Archiv der Stadt Opfikon (Bürgerregister, Vormundschaftsbehörde)
Prot. Stillstand (Kirchenpflege), Dank an P. Ringger
Bericht NZZ
- Hof 3**
- Bericht und Bittschreiben Pfarrer Leuzinger 1821 (Transkript Frau Dr. U. Fortuna)
Protokolle Gemeinderat und Gemeindeversammlung Schlieren 1820-1900
Protokolle Stillstand (Kirchenpflege) Schlieren 1840-1900, Dank an P. Ringger
StAZ Protokoll Malefizgericht 1821
mündliche Berichte der Familien Schneiter und Haller
mündlicher Bericht Fritz Blocher, Zeitzeuge
Jahrheft Stadt Schlieren 2006, Heiri Meier
Illustrationen der Familie Schneiter-Ringger, teilweise bearbeitet durch Peo Oertle
- Hof 4**
- Bericht Dr. U. Fortuna: Ein Grossbrand in Schlieren und seine Folgen
Stadtarchiv Schlieren (Niederlassungsbewilligungen, Heimatscheine)
Stadtarchiv Dietikon (Zivilstandsbücher Schlieren)
mündliche und schriftliche Berichte der Familie Haller
Illustrationen: Paul Furrer, Familie Haller
- Hof 5**
- Städt. Jahrheft 1992, Kurt Scheitlin
Stadtarchiv Schlieren (Protokolle Gemeinderat 1840 ff.)
Schlieremer Jg. 6, Ausgabe 2, 2021(Landwirtschaft in Schlieren)
Protokoll Kirchenpflege (Stillstand), Dank an P. Ringger
Berichte und Dokumente der Fam. Oskar und Myrtha Rüttschi-Hofstetter
Notizen von „John“ Rüttschi 1938 und Protokoll
der Entwässerungsgenossenschaften 1912 und 1938
Illustrationen: Familie Rüttschi und Ortsmuseum Schlieren

- Hof 6** Staatsarchiv Zürich (Bericht Landschreiberei Schlieren 1885)
 Stadtarchiv Schlieren, Niederlassungsbewilligungen um 1840-1860
 mündliche Berichte der Familie Lips
 Interview „Archimob“ mit Schaggi Lips
 Illustrationen: Familie Lips
- Hof 7** Stadtarchiv Schlieren, Niederlassungsbewilligungen um 1840-1860
 Stadtarchiv Schlieren, Familienregister
 Dokumente und mündliche Angaben der Familie Haller
 Illustrationen: Familie Haller
- Hof 8** Verträge und Dokumente um 1850 und 1968 (Archiv Ph. Meier)
 Protokolle Stillstand (Kirchenpflege); Dank an P. Ringger
 Dokumente Stadtarchiv Zürich
 Hansueli Kaul, Archiv Fällanden
 mündliche Berichte Familie Meyer
 Illustrationen: Maria Ghiringhelli, Album 1896 der Pestalozzi-Stiftung,
 Familie Meyer, Archiv Kaul, Archiv Ph. Meier
- Hof 9** Dokumente und mündliche Berichte der Familien Seiler und Lips
 Dokumente Ortsmuseum Schlieren (Fotos)



Schlierenberg gegen SSW, 1974, graf. Sammlung ETH. Beim hellen Band in der Bildmitte handelt es sich um den Bau der Erdgas-Leitung.

Bisher erschienene Jahrhefte

1954	Die Orts- und Flurnamen der Gemeinde Schlieren	Gustav Fausch (vergriffen)
1955	Vom Schlieremer Wald	Dr. Emil Surber (vergriffen)
1957	Die Schlieremer Schule im Wandel der Zeiten	Hugo Brodbeck, Heinrich Wipf und Hans Brunner
1959	Schlieren vor 100 Jahren	Dr. Emil Surber und Heinrich Meier
1961	Das Tragerbuch aus dem Jahre 1759	Rolf Grimm (vergriffen)
	Grosse Überschwemmung und Hochwasser im Limmattal am 14. und 15. Juni 1910	Eduard Böhringer
	Albert Vollenweider-Schuler, Lebensfragment eines alten Schlieremers	Heinrich Wipf
	Rudolf Hollenweger von Schlieren, Lehrer in Blumenau, Brasilien	Heinrich Meier-Rütschi
1963	Rückblick auf die ersten 10 Jahre des Bestehens der Vereinigung für Heimatkunde Schlieren	Heinrich Meier-Rütschi (vergriffen)
	Bürgernutzen vor 100 Jahren	Dr. Hans Heinrich Frey
	Die Aufhebung des Bürgernutzens in Schlieren	Heinrich Meier-Rütschi
	Der 1. Juni 828, ein Markstein in der Geschichte von Schlieren	Rudolf Grimm
1965	Die grosse Schulreise von 1833	Rudolf Grimm
1967	Kilch und Gmeind zu Schlieren unter dem Spital zu Zürich 1379 – 1824	Hans Höhn
1970	Die Inventarisierung der kulturhistorischen Objekte, I. Teil	Peter Ringger
1972	Die Inventarisierung der kulturhistorischen Objekte, II. Teil	Peter Ringger und Jean-Claude Perrin
1975	Aus den Anfängen der Schlieremer Industrie	Hans Bachmann, Walter Bösch, Ursula Fortuna und Peter Ringger
1977	Gerichtsbüchli von Schlieren	Eingeleitet von Ursula Fortuna
1979	Die Öffnung von Schlieren	Dr. Ursula Fortuna
1981	Die Pfarrbücher von Schlieren, Ehen 1622–1875	Dr. Ursula Fortuna
1992	Ein Schlieremer erlebt Amerika	Kurt Scheitlin
1993	Aus der Geschichte der Gemeinde Schlieren zwischen 1914 und 1939	Heiri Meier
1994	Von der „Lymhütte“ zum chemischen Unternehmen – Ed. Geistlich Söhne AG	Philipp Meier und Heinrich Geistlich (vergriffen)
1995	Das Kohlengaswerk der Stadt Zürich in Schlieren 1898–1974	Max Kübler (vergriffen)
1996	Wir Kinder vom „Negerdorf“	Heidi und Kurt Scheitlin
	Landwirtschaftlicher Verein Schlieren, gegründet 1893	Rudolf Weidmann
1998	Schlieren während des Zweiten Weltkriegs	Heiri Meier und Kurt Frey
1999	Leben und Wirken des Dr. Robert Egli, des langjährigen Arztes und Wohltäters	Eduard Böhringer
	Von Tüchlern, Rutengängern, Wasserschmökern und Schiebern.	
	Die Geschichte der Wasserversorgung von Schlieren	Karl Stoller
2000	Schlierens Orts- und Flurnamen	Dr. Alfred Egli
2001	Der Schlieremer Wald im Wandel der Zeit	Kurt Frey und andere Autoren
2002	„Feuer und Wasser“ – Die Limmatkorrektur 1876-1912	Philipp Meier
	Die Geschichte der Feuerwehr Schlieren	Robert Binz und Angehörige der Feuerwehr

2003	3 Jubiläen: 50 Jahre Vereinigung für Heimatkunde Schlieren 25 Schlieremer Jahrhefte Schlieren – 200 Jahre beim Kanton Zürich Schlieremer Dorfgeschichte Schlierens 300-m-Schiessanlagen	Paul Furrer und Heiri Meier Heiri Meier und Kurt Frey Peter Suter Heiri Bräm und Rudolf Weidmann Robert Binz
2004	Die Schule Schlieren im erneuten Wandel 1950–2000: Beiträge von ehemaligen Behörden- und Verwaltungsmitgliedern, Lehrkräften und Schülern	
2005	Schlieremer Quartiere, Rückblicke und Erinnerungen	verschiedene Autoren
2006	Schlieren in den ersten Nachkriegsjahrzehnten	Heiri Meier
2007	Gotteshäuser und Wirtshäuser in Schlieren	Kurt Frey, Robert Binz, Philipp Meier
2008	Schlieren zwischen 1960 und 1990	Heiri Meier
2009	Ent-sorgen	Peter Suter und andere Autoren
2010	Als die Post nach Schlieren kam	Kurt Frey, Peter Hubmann und andere Autoren
2011	ubi bene, ibi patria – Geschichten aus der Immigration	Philipp Meier
2012	Von der Selbstversorgung zur Selbstbedienung	Kurt Frey, Peter Schnüriger, Peter Suter
2013	Mit Schwung ins neue Jahrtausend	Jack Erne, Peter Hubmann, Charly Mettier, Jean-Claude Perrin, Peter Voser
2014	Sanieren – Was? Wer? Wozu?	Peter Suter, José Pujol, Robert Angst, Martin Ricklin, Trudi und Peter Hubmann-Lips, Hansruedi Steiner, Bea Krebs, Sr. Elisabeth Muggler
2015	Schlieren zwischen Kloster und Spital	Peter Suter
2016	Gruss aus Schlieren – Ein Jahrhundert im Spiegel von Ansichtskarten	Philipp Meier
2017	Bauen in Schlieren – Vom Bauerndorf zum Wirtschaftszentrum	Peter Voser, Peter Hubmann, Peter Schnüriger, Heinz Schröder, Jack Erne
2018	„S'Limmi“ – Unser Spital Limmattal 1970 und 2018	Peter Voser
2019	Öises Schlierefäscht 1969 bis 2019	Charly Mettier
2020	Schlieremer Zeitzeugen (Teil I)	Philipp Meier
2021	Schlieremer Zeitzeugen (Teil II)	Philipp Meier
2023	Schlierenberg	Philipp Meier

Alle seit 1954 erschienenen Jahrhefte finden Sie als PDF-Dateien zum Herunterladen auf der Webseite der Stadt Schlieren www.schlieren.ch (Bereich „Jahrhefte“ im Sektor „Über Schlieren“).

